<36622881860014

Göttinger Erinnerungen.

Psalm 36, 10:

„Bei dir ist die lebendige Quelle,
Und in deinem Lichte
Sehn wir das Licht.“

Agnes Franz:

„Bist du mir fern — wie möchte
Das Leben ich bestehn?
Doch reichst du mir die Rechte,
Wie könnt' ich untergehn?“

Dr. Friedrich Arndt in den „Gleichnißreden Jesu“ (V. Teil, S. 67):

„Meine eigene Geschichte hat mir nur so viel Wert, als sie die Verklärung der Geschichte Jesu in mir ist.“

Göttinger

Erinnerungen.

Von

Franz Oehme,

Pastor.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1873.

Dem Herrn

Ober-Konsistorialrat und Professor

D. theol.

A. Tholuck

zu

Halle a. d. S.

in hochachtungsvoller, dankbarer, ehrerbietiger Liebe

gewidmet

vom

Verfasser.

„Olim meminisse juvabit
et — — plectet.“

Ja, das hat mich zum Niederschreiben dessen bewogen, was dies Büchlein gibt. Namentlich die letztverflossenen Jare brachten Manches mit sich, was den alternden Christen veranlaßt, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzugehn. Hat das Herz im Kampfe für das ewige Heil den Sieg errungen und sich Dem ergeben, nach welchem es verlangt; ist Jesus Christus immer mehr der Weg, die Wahrheit und das Leben geworden und geht es an seiner Seite weiter: dann wird die Erinnerung einer längst verflossenen Zeit uns wol lieb, aber sie straft auch; sie hat ihr Schmerzliches, wie auch ihr Schmerz Stillendes. Was in den Jaren meiner Stu-

dienzeit zu Göttingen von Michaelis 1824 bis dahin 1828 ich erlebt, das habe ich wiedergegeben. Bleibende Eindrücke habe ich davon empfangen; es bedurfte nicht einer besondern Auffrischung; lebhaft stand es vor meiner Seele. Das Lethetrinken mag ich nicht; mag ich nicht hier, will ich auch nicht dort; nicht dort: gegensätzlich will ich es immer wissen und fühlen, wieviel ich Dem verdanke, durch den ich erlöset bin. Freilich gehn die Erinnerungen etwas über das Jar 1828 hinaus; das aber konnte nicht vermieden werden, weil das Leben des Schreibenden sich bis zu einem bestimmten Puncte abschließen mußte, welcher mit dem Jare 1828 noch nicht eingetreten war. Es sind aber nur Erinnerungen, nicht tief gehende Betrachtungen; was ich erlebt, das gebe ich wieder. Es sind auch nicht gelehrte Vergleichungen eines Sonst und Jetzt, namentlich für die theologische Wissenschaft; sondern, was das Jünglingsherz empfangen und wie es dadurch angeregt wurde, das gibt sich in ernster und froher Rede wieder. Es freut mich, Einem durch diese Erinnerungen danken zu dürfen, zu dem ich in aufrichtiger Hoch-

achtung und ehrerbietiger Liebe stehe, und der zu jener Zeit, von welcher sie zeugen, berufen war, kräftig in die Zügel jener Quadrigae, bespannt mit Wegscheider, Bretschneider, Gesenius und Röhr, einzugreifen: dem Herrn Ober-Konsistorialrat Professor D. theol. A. Tholuck, durch den ich hauptsächlich zum Christenglauben gekommen bin.

Das mit Dank gegen Gott Niedergeschriebene versetzt Aeltere vielleicht auch noch einmal in jene Jare zurück, und Jüngern kann es ein Weck-, Warn- und Mahnruf werden — sie aber auch zum Dank auffordern für das, was sie jetzt an der Theologie haben. —

Was aus jener Zeit schriftlich aufbewahrt worden ist, namentlich das Logenleben, hat das Gedächtniß in seiner Treue unterstützt. Es darf nur nicht unbeachtet bleiben: was der Jüngling damals sich aufgezeichnet hat, das gibt der Greis jetzt fast unverändert wieder. — Darum sei linde in deinem Urtheil, der du dies liest, linde besonders bei dem, was die gebundene Rede bietet, — das ist meine Bitte.

Was Göttingen, die Universität, mir, dem

jungen, in ihre Mitte aufgenommenen akademischen Bürger in dem „Quod felix faustumque sit“ vor 48 Jaren gewünscht hat, das möge ihr in der Verkündigung Dessen zu Teil werden, dem man damals nicht die Ehre gab, die Ihm gebürt.

Ja, auch der Stadt Göttingen wünsche ich: „Quod bonum, faustum, felix fortunatumque sit!“

Colenfeld, Ende Juli 1872.
[bei Wunstorf]

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Die Abreise.

Der letzte Abschiedsgruß galt meinem Dachstübchen. Die Ueberschrift an der inneren Seite der Tür in Unzialen hatte ich abgenommen; 4 Jare hindurch hatten von daher die Worte Virgil's ermunternd und ermutigend mich angeblickt: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ Nun stand ich an dem Lebensabschnitt, an welchen ich glaubte nie gelangen zu können. Viel, außerordentlich viel hatte das Herz des 19järigen Jünglings unter seinen Schularbeiten bis in die stille Nacht hinein bewegt, und das hatte er in seiner Abiturientenrede in dem Thema über den Unterschied zwischen Begeisterung und Inspiration, welches ihm sein 70järiger Rector gestellt, wenn auch in jugendlicher Unklarheit, doch wahr und lebendig

ausgesprochen. Jetzt stand ich in der Frühstunde allein auf meinem Stübchen: dankbare, frohe, schmerzliche Gefüle mischten sich; eines aber war vorwiegend: du mußt nun weiter. Ja, der Drang war da, und er war nicht ein bloßer Wissensdrang; es war auch Drang, mich selbst zu veredeln. War ich doch keinen Abend eingeschlafen, wenn unreine Gedanken aus meinem Herzen hervortraten; dann war ich aufgesprungen und hatte mein Herz gezüchtigt; war es doch jeden Abend mein Gebet gewesen: „O Gott, laß mich besser werden!" Aber mit unserm Heilande war ich unbekannt. Unser Klassenlehrer in Selecta las mit uns das Evangelium St. Johannis; aber was wurde von ihm da hineinphilosophirt! Vom Johannes blieb fast nichts; ich verstand Johannes nicht, verstand auch meinen Lehrer nicht. Er hat ihn späterhin verstehen gelernt und ist 1867 selig im Glauben als pensionirter Schuldirector gestorben. Oben habe ich gesagt: ich hätte nie geglaubt, den Zeitpunct zu erreichen, an welchem ich jetzt stand; deßhalb war ich auch nun voll Dankes, als ich auf meinem Stübchen zum Abschied mich befand und alles Bangen, Sorgen und Fragen hinfallen sah: „Wirst du zur Universität kommen?!" Nur noch die Treppen von oben hinunter, — vor der Haustür hielt der Mietswagen, der meinen Onkel und mich dahin bringen sollte. Und gerade dieser Onkel war es, der mein Herz mit Besorgniß und Zweifeln erfüllt hatte. Er war damals Oberstlieutenant

und ist 1834 als Artillerie-Generalmajor a. D. gestorben. Er war unverheiratet; sein Grundsatz hinsichtlich seiner Verwandten war der: nie seine Stellung im Leben dazu zu benützen, um irgend einem derselben durch Fürsprache oder Eingabe einer Bitte in seinem Fortkommen behülflich zu sein. Was Andere für ein Glück, für Recht und Pflicht würden gehalten haben, dadurch sah er seine Ehre verletzt. Er war sehr stolz, ist aber auch arm an Liebe gestorben. Er trat zuletzt außer Verkehr mit den Menschen, die nicht gleiche Stellung mit ihm einnahmen, und lebte nur auf seinem Zimmer, umgeben von den Brustbildern derer Generäle, die er gekannt, oder die sich ausgezeichnet hatten. Er ist seinem bezeichneten Grundsatze treu geblieben, — und nur, wo er mit seinem Gelde helfen konnte, da that er es. Das erfur ich jetzt. Er würde meinem seligen Vater durch Fürsprache und Unterstützung seines Gesuches um Anstellung im activen Dienst sehr förderlich gewesen sein; aber er that es nicht; so grämte sich mein Vater, daß Landwehrmänner, die 2 bis 3 Jare gedient hatten, angestellt, und er, als Legionsofficier, der in manchen Schlachten gefochten und Jare lang gedient hatte, zurückgesetzt wurde. Der Schmerz hatte sein Leben vor 4 Jaren beendigt. Er starb als Major mit half pay und hinterließ meine Mutter mit vier unversorgten und kleinen Kindern.

Sehr schwer wurde es mir, die Tür meines

Dachstübchens auf immer zu schließen. Nach vielen Jaren bin ich in dem Hause wieder gewesen. Es hatte einen andern Besitzer, den ich nicht bitten konnte, mir Zulaß zu diesem Stübchen zu gewähren. Ja, eine von Gott gesegnete Zeit lag hinter mir: in meinem Herzen war der Zug zu Ihm hin; es war ein weiches Herz, aber ein keusches. Ein weiches Herz, — das Herz hat an Heimweh gelitten. Besuchte ich in den ersten Jaren meines Schullebens während der Ferien meine Eltern und ging nach Ablauf derselben zu Fuß meine 6 Meilen zur hohen Schule wieder zurück, so verflossen die ersten Stunden unter Tränen und unter Gelübden, zur Freude meiner Eltern meine Schulzeit zu benützen; war ich aber bei meinem Onkel angelangt, dann suchte ich Plätze, an denen Niemand mich vermutete, um mich auszuweinen. Einmal stand ich auf dem Punct, den harten, eigenliebigen Mann zu bitten, mich nur auf ein paar Stunden zu meinen Eltern zurückkehren zu lassen, um sie wiederzusehen. Was aber würde dann geschehen sein!? Die trübe, schwere Zeit hat mir Segen eingebracht. Eins habe ich gelernt: meinen Willen, da, wo es erforderlich war, brechen zu können.

Als ich von meinem Stübchen hinunterkam, war Alles zur Abreise bereit. Schweigend und gemessen empfing mich mein Onkel. Wir traten in den Wagen ein. Langsam brachte uns das Furwerk auf nicht chaussirten Wegen an dem Tage 6 Meilen weit. Es

war der 18. October 1824. Am zweiten Tage übernachteten wir in Celle und am dritten kamen wir Mittags in Hannover an. Hannover machte, indem wir einfuren, keinen besondern Eindruck auf mich. Von der Hauptstadt des Landes hatte ich mir andere Vorstellungen gemacht. Meinem Onkel war es nicht lieb, daß ich mich über seine Vaterstadt nicht belobend äußerte. Lange uns daselbst aufhalten durften wir nicht. Einzelnen Personen stand ich auf Augenblicke gegenüber: dem Generalfeldzeugmeister von der Decken, dem Generalmajor Röttiger und dem Generalmajor Sir Julius Hartmann. Der Generalfeldzeugmeister von der Decken war hager, von ziemlicher Größe, hatte aber, da er auch Civilkleidung trug, nichts Militärisches an sich. In seiner vornehmen Haltung glich er mehr einem klugen und erfarenen Staatsmann, als einem Soldaten. Ihm war der sogenannte Gamaschendienst zuwider; seine Herren Officiere mußten, durch ihren Kommandeur veranlaßt, sich in gelehrten Arbeiten üben. Mein Onkel war ganz der Wiederhall dieser hochgestellten Militärperson: Sieben Jare war er in London bei der Gründung der englisch-deutschen Legion und weiterhin sein Adjutant gewesen; hatte ihn begleitet bei der Gesandtschaft zum Erzbischof von Oporto, um von Seiten Englands die zur Fürung des Krieges gegen Frankreich nötigen Subsidiengelder zu überbringen, wobei das Auffallende sich zutrug, daß der Erzbischof jene in Tonnen befindlichen Gelder nicht

ungezält annehmen wollte, und daß nun auf das Zälen eine ungewönlich lange Zeit verwendet werden mußte, aber als überzälig eine große Summe der englischen Regierung verblieb. Auch späterhin ist der Herr General und Graf von der Decken meinem Onkel stets gewogen geblieben, welcher ihn fast alljärlich auf seinem schönen Gute Ringelheim besuchen durfte. — Der Generalmajor Röttiger war eine ganz gewönliche, nichtssagende Erscheinung; er kam mir in seiner Hauskleidung mit der Perücke wie ein wolgenärter Bürger vor; seine häusliche Einrichtung zeugte von großer Bequemlichkeit. Hat er sich Verdienste in der hannoverischen Armee erworben, so bleiben ihm dieselben; ich urteile nur nach dem Eindruck, den er auf mich gemacht hat. — In dem allerschroffsten Gegensatze zu ihm stand der Generalmajor Hartmann. In seiner Lebendigkeit und Offenheit mußte er namentlich einem jungen Menschen, wie mir, gefallen. Er war schlank, von guter Mannesgröße; hatte ein kluges Gesicht, aus welchem zuweilen List hervorblitzte, und die feineren Züge desselben unterstützte das etwas rötliche Haar. Ihm sah man den Soldaten an in seiner ganzen Haltung und Bewegung; aber aus seinen Worten hörte man auch wieder den gebildeten Militär; denn der ist es gewesen, wie seine Bravheit die Geschichte der englisch-deutschen Legion aufbewart. Die Worte sprudelten zuweilen aus seinem Munde. So sagte er unter Anderm meinem Onkel: „Sie können sich

freuen; Sie haben doch noch zu kommandiren in Ihrem zweiten Bataillon; ich bin Oberstlieutenant und heiße Generalmajor, — aber ich habe nichts zu sagen und zu kommandiren. Oben an steht der Generalfeldzeugmeister, dann kommt Röttiger", den er mit dem damals bekannten Oekelnamen (so schreibe ich nach E. M. Arndt, Erinner. aus d. äuß. Leben, 3. Ausg., S. 28) titulirte (den ich aber nicht angeben will), „und dann komme ich. Wo Zwei angeordnet haben, da bin ich überflüssig. Deßhalb sage ich: freuen Sie sich." — Der General Hartmann hat nach dem Tode oder Abgange jener beiden hohen Herren genug zu kommandiren bekommen und hat sich dessen tüchtig und würdig bewiesen, auch der Eigenmächtigkeit Königs Ernst August gegenüber. Seiner wird gewiß in Ehren gedacht.

Am 21. October verließen wir Hannover und kamen spät Abends in Einbeck an.

II.
Ankunft und Einrichtung.

Mittags 11 Uhr am 22. October waren wir auf der Weender Chaussee. Der Jakobiturm mit seinem schlanken Schafte stand vor unsern Blicken. Ich wußte erst nicht, ob es ein Kirchturm oder ein Apparat zu astronomischen Zwecken sei. So nahe war ich nun meinem Ziele; aber ich befand mich ich einem schönen Traume, ohne es zu wissen. Nicht blos Befriedigung meines Wissensdranges in aller Wahrheit hoffte ich und versprach ich mir ganz gewiß, sondern ich wollte ein frommer Theolog werden, und dazu erwartete ich Anleitung von den Männern, die meine Lehrer und Führer werden sollten. Wozu ein Kind oft schon früh durch den Stand des Vaters sich bestimmt, was besondere Zeitverhältnisse, wie ich sie in einer be-

lagerten Stadt und während der Befreiungskriege erlebt, in ihm befestigt hatten, und was Briefe des Vaters und Onkels aus Sicilien, später aus Brüssel und dem Bois de Boulogne unterhielten, — das Alles hatte ich Gott zum Opfer gebracht; ich hatte gethan, was Spr. 23, 26 sagt: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz!“ Und ich wollte auch das Andere: „Laß deinen Augen meine Wege wolgefallen“; — aber wie bin ich getäuscht worden! Wie zum Entsetzen bin ich erwacht! Wie hoffnungsreich, mit welch offenem Herzen zog ich ein, und als ich auszog: nichts war erfüllt von dem, was ich gehofft; verschlossen das Herz für Gott und sein Wort und dazu noch herausgerissen von der Hand Derer, die es hätten pflegen sollen, was häuslicher Unterricht und fromme häusliche Zucht hineingelegt hatte. Leer, hohl an dem, was mein ewiges Heil betrifft, zerfallen mit Gott und mit mir selbst, — so verließ ich Göttingen, — das hatte das Studium dort bewirkt. Was Charles Simeon 1782 in die öffentlichen Blätter zu Cambridge hat einrücken lassen wollen, wie Dr. Ostertag in seinen Zügen aus dem Werke der Bibelverbreitnng erzählt (S. 7 u. 8 im 1. Bändchen), nämlich: „Ein junger Candidat, der sich als fluchwürdiger Sünder fült und bei Jesu Christo allein Heil und Seligkeit sucht, auch diesen Heiland gern Andern predigen möchte, ist überzeugt, es müsse sonst noch in der Welt Leute geben, die gleiche Erfarungen, wie er, gemacht haben,

obgleich er seit 3 Jahren vergeblich nach gleichgesinnten Personen suche", — das konnte ich in etwas veränderter Form am Schlusse meiner Studienzeit sagen. Hinzusetzen konnte ich noch, was nach Ostertag a. a. O., S. 171 jener fromme Bauersmann sagt: „die Priester haben den Schlüssel des Himmelreichs weggenommen", — so konnte ich sagen: meine Lehrer haben mir das Himmelreich zugeschlossen.

Im „König von Preußen" an der Weenderstraße, nach Studentenweise gesprochen, im „Rülps" stiegen wir ab. Wir kamen spät. 1500 Studenten waren damals in Göttingen. Nur noch zwei Wohnungen waren, wie der Pedell Schäfer versicherte, offen; eine an der Weenderstraße, drei Treppen hoch, die andere an der untern Marsch beim Dr. Scheele. Die letztere wurde gewält. Schon daraus, daß diese beiden nur noch übrig waren, ließ sich schließen, daß sie nicht begehrenswert seien. Das habe ich erfaren; ich freute mich, als ich Ostern 1825 wechseln und beim Schlachter Wächter in der Zindelstraße einziehen konnte, der ein für Studirende besonders eingerichtetes Haus hatte bauen lassen. Dort habe ich längere Zeit recht gut gewohnt, mußte aber für die Stube und Kammer nach vorn hinaus 11 Louisd'or järlich geben. In meiner ersten Wohnung traf ich am Schlusse meiner Studienzeit den Dr. Reiche, damals außerordentlicher Professor der Theologie, dem ich bekannt geworden war, und der mir einige Winke für mein Studium

gab, wie auch den, mir Bretschneider's Lexikon für das neue Testament anzuschaffen, woraus sich ergibt, in welchem Sinne studirt wurde. Verleidet wurde mir neben andern Unanehmlichkeiten das Wohnen in meinem ersten Lokale durch den Studiosus jur. Grote, „die Posaune" unter seinen Landsleuten, den Hannoveranern, genannt. Er hatte sich die Fertigkeit zu eigen gemacht, ohne das musikalische Instrument helle und starke posaunenartige Töne durch Mund und Nase hervorzubringen, wodurch er allerdings Heiterkeit unter den ihn besuchenden Landsleuten erweckte; beim akademischen Senate aber gar keine Anerkennung fand; denn er wurde zuweilen, wenn er auf der Straße musicirt hatte, zur Belohnung in das Hotel de Brühbach geschickt (Carcer), um mit Heinrich Heine aus dessen „Reisebildern" zu reden. Nicht in der Jurisprudenz, wol aber in der Heraldik, womit er schon als Student mit besonderer Vorliebe sich beschäftigte, hat er etwas Tüchtiges geleistet.

Es war ein besonderes Zusammentreffen: als mein Onkel den ersten Weg machte, um zum Kommandanten zu gehen, steht, als er von einer Straße auf die Weender biegen will, ein blasser, hagerer Mann vor ihm. „Mein Gott, Bode!" — ruft mein Onkel. Der aber, nachdem er einige Worte gewechselt, machte sich schüchtern und eilendes Fußes davon. Er war ein Kamerad aus früherer Dienstzeit meines Onkels: der Major a. D. Bode; leider ein Spieler, der Alles

verspielte, und dem die böse Welt nachsagte, er habe beim Whistspiel Gott angerufen: „O, lieber Vater, nur Einen Robber!" Ob dem so ist, kann ich nicht verbürgen. Wir gingen vom Kommandanten, dem Oberstlieutenant Greve, einem etwas verwachsenen Mann, den ich späterhin einige Male in Gesellschaft beim Superintendenten Ruperti wieder gesehen, und vom Oberstlieutenant Alexander von Bothmer, dem Kommandeur des leichten Infanteriebataillons, welches in Göttingen in Garnison lag, einem sehr gebildeten Officier, zum Prorector, dem Consistorialrat Dr. Stäudlin. Späterhin werde ich von ihm noch reden; hier nur die Bemerkung, daß mein Onkel, dieser feine und im Umgange mit Andern sehr ceremonielle Mann, wirklich den Prell bekam, als der Consistorialrat Stäudlin bei unserm Eintreten in's Zimmer, ihm mit den Worten entgegentrat: „Sein Diener!" — dies aber im schwäbischen Dialect gesprochen, so daß das „Sein" wie „Schein" klang. Nur wenige Worte wurden gewechselt; denn es war aus dem alten Manne nichts herauszubringen. Mein Onkel war ganz erstaunt über eine solche Hölzernheit. Es stellte sich auch bald genug heraus, daß Stäudlin ganz untüchtig sei, das Prorectorat zu verwalten. Die wunderlichsten Mißgriffe geschahen von seiner Seite, die in der Studentenwelt cursirten und gut ausstaffirt wurden; nach einem Vierteljare wurde ihm das Protectorat abgenommen und ging auf den Consistorialrat Pott

über*). Beim Universitätsrat Ulrichs wurde ich immatriculirt und dann noch den Herren Bergkommissär Murray und Universitätsrat Oesterley vorgestellt, beiden, weil sie die höchste Würde in der Loge bekleideten, und ich kurz zuvor Freimaurer geworden war, welches geschehen konnte, da mein seliger Vater diesem Orden angehört hatte.

Am 24. October früh verließ mich mein Onkel. Das Gefül der Verlassenheit erfaßte mich mächtig. Abhängig hatte ich mich immer gefült; jetzt sollte ich auf einmal selbständig handeln. Bei seinem Weggange legte mir mein Onkel 20 Louisd'or in die Hand. Voll Erstaunens war ich über das viele Geld. Nur wenige Worte sagte er mir über die Verwendung desselben. Kurz war der Abschied; kein Wort der Ermahnung und der Warnung; es war mir, als wollte er durch dieses sein Verhalten mir sagen: Du hast mich täglich gesehen in meinem Verhalten; du weißt, was ich von dir erwarte; deine Aufnahme in die Loge sagt es dir auch, — deßhalb kein Wort

*) Zwei Brüder Pape studirten zu der Zeit in Göttingen. Einer derselben, der nicht schuldige, war aus Versehen citirt, vor dem akademischen Senate zu erscheinen. Als der Prorector Stäudlin ihn wegen seines Vergehens befragt, sagt Pape: „Magnificenz, ich bin es nicht, mein Bruder ist es, der sich vergangen haben soll." Stäudlin antwortet: „Das ist einerlei, Herr Pape, Sie, oder ihr Herr Bruder." Und so empfängt der Nichtschuldige die Zurechtweisung.

weiter. So sah ich ihn abfaren, und ich begab mich betrübt und verlassen zu meiner Wohnung. Meine Gedanken gingen hinüber zu meiner Mutter und meinen Geschwistern, verweilten bei Dem, den ich 6 Jare hindurch in seiner Eigentümlichkeit und Strenge hatte kennen gelernt und von dem meine Jugend vielfach war getrübt worden. Von diesen Gedanken mußte ich mich losmachen; denn der Mittagstisch und so manche andere Einrichtung mußte besorgt werden. In den nächsten Tagen wurde mein Herz recht in Anspruch genommen, denn es kamen die Sachen, welche Mutterliebe mir bereitet hatte. Unter Tränen habe ich sie ausgepackt; überall sah ich die liebevolle Fürsorge; Kleinigkeiten, an die nur eine Mutter denken kann, habe ich mir aufbewart; sie haben mich überall hin begleitet, wohin der Wechsel des Lebens mich fürte, und ich beware sie noch als ein Kleinod, obwol von da bis hieher 48 Jare verflossen sind.

Mein Onkel hatte mir nicht gesagt, auf wie lange die 20 Louisd'or reichen sollten. In meiner Betrübniß hatte ich danach nicht gefragt, ja, hätte auch wol nicht gewagt zu fragen. Meine Bekannten wollten mir einreden, das sei ein Vierteljars-Wechsel; der Ansicht aber war ich nicht. Ich sparte, so gut ich konnte; das erste Vierteljar verging; aber ein neuer Wechsel kam nicht. Gegen den Schluß des ersten Semesters wagte ich um Geld zu bitten, mußten doch die Collegia bezalt werden; ich wagte auch meinen Onkel sehr vorsichtig

zu ersuchen, ob er sich nicht bei seiner Güte gegen mich nach den hier üblichen Zeiten richten wolle, weil, wenn er es nicht thue, ich in Geldverlegenheit kommen würde. Da hatte ich ihn aber in seiner Absonderlichkeit. Bitter schrieb er mir, daß er sich nicht nach Einrichtungen junger Leute richte; wie er es wolle, so müsse ich es mir gefallen lassen. Und hier war gar keine eigenwillige Einrichtung junger Leute, sondern hier war die feste Anordnung des akademischen Lebens, welcher jeder Vater sich unterwarf. Dieses Verfaren meines Onkels hat mir mein Studium und meinen Aufenthalt auf der Universität recht erschwert. Kam ein neues Semester, so hatte ich nicht Geld genug, um die Collegia zu bezalen; ich mußte leihen, einmal meine Uhr zum Leihhause schicken, welches mir Gewissensnot gemacht hat. Einmal bin ich so entblößt von Geld gewesen, daß ich am Abend Wochen lang nur trockenes Brod gegessen und Wasser dazu getrunken habe. Einheizen lassen konnte ich nicht; denn ich konnte nicht Holz kaufen; mein letzter Hauswirt, der Tischler Keil in der Jüdenstraße, war so aufmerksam und gütig, mir, ohne etwas zu sagen, mein Zimmer heizen zu lassen. Das aber habe ich ihm unter Dank und Anerkennung ersetzt; hätte es ihm gern bei meinem Weggang noch besser gesagt, als ich es gethan. Erst, wenn die größte Not da war, bat ich meinen Onkel um Geld. Man sollte denken, er hätte von meiner Lage richtige Einsicht

gehabt; er hätte es sich selbst sagen können, da er zur Zeit der ersten französischen Revolution zu Marburg studirt. Er war da Begleiter des Sohnes des Meniner Generals von Hammerstein, der beabsichtigte sich zu den Franzosen zu begeben. Deßhalb hatte ihn der Vater nach Marburg geschickt und ihm meinen Onkel zum Begleiter mitgegeben, denn der General von Hammerstein hatte meinen Onkel zum Adjutanten erwält und ihn erprobt. Hier zu Marburg hatte mein Onkel selbst das Universitätsleben kennen gelernt; hatte bei dem Hofrat Tiedemann gewohnt, der in seinen Armen mit den Worten gestorben: „O, die Skeptiker!“ hatte mit besonderem Interesse den philosophischen Vorlesungen beigewohnt, und hat mir späterhin die von ihm niedergeschriebenen Hefte beim Hofrat Tiedemann und beim Professor der Geschichte, Wachler, gezeigt. In keiner Hinsicht ließ er sich von unter ihm Stehenden bestimmen, oder von ihnen sich zu etwas erbitten. Einer meiner Schulgenossen, dem ich näher stand als die übrigen, hatte sich einen passenden Kasten zu den mitzunehmenden Büchern machen lassen. Einen solchen Kasten wünschte ich auch zu haben. Mein Onkel sagte: „Zum Verpacken der Bücher läßt du dir vom Tischler einen Kasten von Schelldielen ganz roh machen.“ Ich sage dies dem Tischler; der aber handelt gegen den ihm gegebenen Auftrag und verfertigt den Kasten für mich, wie den meines Schulgenossen. Der Kasten kommt, stark,

inwendig und auswendig gehobelt und mit einem zu verschließenden Deckel versehn. Siehe da, augenblicklich muß derselbe zurück, und der Tischler muß aus rauhen Dielen eine Kiste machen, die zugenagelt wird. So war mein Onkel; ich könnte Dinge zum Erstaunen anfüren, namentlich was meine Kleidung betraf.

Am meisten hat er durch seine Härte und sein kaltes Wesen mein Herz verletzt, in mein Gemüt eine nicht zu verwischende Trauer gesenkt und zwischen sich und mir eine Scheidewand befestigt, die schon durch natürliche Anlagen in mir da war. Seine Thätigkeit hatte sich ganz dem praktischen Leben zugewendet; ich konnte recht fröhlich sein, aber auch wieder in mich gekehrt, zum Nachdenken über religiöse Fragen und zum Beschaulichen geneigt, welches ihm zuwider war. Wurde ein neuer Schuppen für die Aufnahme von Artillerie-Gerät, oder für die Handwerker-Kompagnie erbaut, so war es ihm lieb, ja, er erwartete es, daß ich auf meinem Spaziergange den Fortgang des Baues betrachtete, wol selbst angeben konnte, wie viel Sparren bereits das Dach erhalten habe, je minutiöser, desto besser: teilte ich ihm aber Etwas aus unserem Kandidatenklubb mit, so entgegnete er: „Das sind höchst überflüssige Dinge, die ihr da treibt, die für's Leben nichts schaffen.“ In meinem 14. Lebensjare gab mich mein Vater in das Haus dieses meines Onkels, den er aber nicht

kannte; denn das Kriegsleben hatte sie fern von einander gehalten. Mein Vater that es in der Hoffnung, daß ich durch den Onkel in die militärische Laufbahn ein- und weitergefürt werden sollte, worüber er aber noch vor seinem Tode schmerzlich ist enttäuscht worden. Von Liebe erfur ich von da an nichts mehr. Unverheiratet, wie er war, wußte er nicht, wie es einem Kinde in meiner Lage um's Herz sei; wußte nichts von den Gefülen eines Kindes, nichts von dessen Ansichten und Plänen. Die Nächte, welche ich bei ihm zubrachte, waren peinlich; er hatte es sich eingeredet, ein Kind liege im Schlafe unbeweglich still. Das war bei mir nicht der Fall, — und wird auch wol bei allen Kindern nicht der Fall sein. Rürte ich mich im Bette, so schreckte mich seine barsche Frage aus dem Schlafe: „Was hast du vor?“ — Ging der Athem im Schlaf etwas rascher, so erweckten mich die Worte: „Du wachst wohl schon länger; woran denkst du?“ Ich antwortete: „An Nichts“. „Dem ist nicht so“, entgegnete er; „jeder Mensch denkt an Etwas.“ Doch nicht im Schlafe, hätte ich gern geantwortet; unterließ es aber. Weil er aber fast jede Nacht mich mit der Frage quälte: „Woran denkst du?“ so legte ich mir am Abend, ehe ich einschlief, Einiges zurecht, worüber ich ihn fragen wollte. So hatte ich mich einmal auf den Unterschied von R e d e und R h e d e bedacht; als er mich nun in der Nacht weckte und fragte: „Woran denkst du?“

so sagte ich ihm, daß ich über den Unterschied von Rede und Rhede nachdächte, und von ihm darüber wünschte belehrt zu sein. Die Nacht wurde für mich eine Schreckensnacht. In furchtbarer Heftigkeit — er konnte sich, wenn es darauf ankam, beherrschen, und ganz kaltblütig erscheinen — sprang er auf; heftige Faustschläge trafen mich, und er beschuldigte mich, daß ich ihn belöge und ihm etwas vorher Ersonnenes zum Besten gäbe. Wie er mich selbst in die Lage gebracht, — das konnte ich bei solcher Heftigkeit ihm nicht auseinandersetzen. Von der Nacht an bin ich aber mit seinen Fragen verschont geblieben, doch sind der elenden Nächte noch viele gefolgt; denn nach dem Tode meines Vaters wurde mein Onkel Hypochonder, indem er sich einbildete, die Krankheit meines Vaters, Herzbeutelwassersucht, zu haben. So elend aber waren die Nächte, daß ich am Abend wünschte, die Schlafstätte des Hofhundes in seinem Häuschen teilen zu können, — das wäre für mich ein Glück. Mein Onkel hatte sich mit zweien unverheirateten Schwestern häuslich eingerichtet, lebte aber mit ihnen nicht glücklich. Familienfeste, die einem Kinde so sehr wichtig und lieb sind, namentlich Geburtstage, wurden gar nicht begangen, auch nicht das herrlichste aller Feste, das Weihnachtsfest. Nein, Liebe waltete nicht in dem Hause, wol das Gegenteil, Haß und unversönliche Bitterkeit, die in hellen Zank überging und bis in die Nacht hinein dauerte. O, ein fried-

2*

loses Haus bei allem guten Schein nach außen hin!! — Mit meinem 17. Lebensjare änderte mein Onkel seine Wohnung und ließ sich selbst ein Haus einrichten. Von da an schlief ich allein. — Noch jetzt bewegt es mich zum Danke gegen Gott, daß in meiner trübsten Kindheitszeit in der Schule das Buch Hiob gelesen wurde. Der Lehrer erklärte nicht; wir lasen nur. Aber dieses Lesen ist mir ein Trost gewesen; meine trüben Nächte habe ich unter einzelnen Kapiteln dieses Buches verzeichnet, wo auch Hiob seine Klagen ausspricht. Der Ausgang seiner Leiden muß mich besonders beschäftigt und ermutigt haben, davon zeugen Andeutungen, die meine Bibel trägt. — Meinen Vater bat ich, mich zu sich zu nehmen; er konnte meiner Darstellung nicht Glauben schenken, weil er sich von seinem Schwager eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte; er redete mir zu, das Joch zu tragen; er versprach sich zu viel von dem Einflusse meines Onkels auf meine mir bevorstehende militärische Laufbahn. Ein Vorfall in meinem Leben gab meinem Inneren die ernste, ja, mitunter schwermütige Richtung, gegen die ich zu kämpfen hatte. Dem Studium der Theologie hatte ich mich mit ganzem Widerstreben meines Vaters kurz vor seinem Tode zugewendet. „Die kindischen und törichten Gedanken, welche du dir über dein Soldatwerden in den Kopf gesetzt hast, will ich dir vertreiben“; — das waren die harten Worte meines Onkels. „Soldat wirst du nicht“,

damit schlossen seine auch oft bitteren Worte, hindeutend auf seine Fürsprache, die man hoffe, zu welcher er sich aber nicht verstehn werde. Der Tod meines Vaters trat nach namenlosen Leiden ein. In den letzten Wochen vor seinem Tode war mein Onkel zu ihm gereist. Mein Vater bewohnte einen 3/4 Stunden von der hannoverschen Stadt H. gelegenen Landsitz, welchen er gemietet. Das Haus lag ländlich; eine ziemlich lange Auffart fürte zu ihm, zu deren Seiten Gärten sich hinzogen; zur Rechten desselben war Anger, über welchen man zum Obstgarten kam; zur Linken hatte man den Gemüsegarten; an das Hinterhaus schloß sich ein großer mit hohen und vielen Eichen bewachsener Camp an. Nach ungefär dreißig Jaren seit dem Tode meines Vaters bin ich da wieder gewesen. Alles hatte sich verändert; es war ungemein schön da; denn der Landsitz war das Besitztum des hannoverschen Generallieutenants a. D. Jäger geworden, der die geschmackvollsten Anordnungen und Einrichtungen sowol innerlich, als äußerlich getroffen hatte. Am 11. Mai 1820 war mein Vater in seinem eben angetretenen 50. Lebensjare gestorben. Am 14ten kam ich an, nachdem ich an dem Tage sechs Meilen zu Pferde zurückgelegt hatte. Es war 8 Uhr Abends. Mein Onkel ging mit meiner Mutter im Eichencamp auf und nieder. Da überwältigte ihn sein Gefül: er zog mich in seine Arme, indem er sagte: „Franz, ich bin dein zweiter Vater!“ Meine Mutter durfte

nicht über mich bestimmen. Er verfügte. Ehe der Sarg geschlossen wurde, kurz nach meiner Ankunft, fürte mich mein Onkel in die Stube, in welcher mein Vater im offenen Sarge ausruhete von seinen schweren, schweren Leiden und seine zerfallene Leibeshülle in abschreckenden Zügen sehr eindringlich davon zu mir redete. Die Stube war erhellt. „Hier" — indem mir mein Onkel Schreibmaterial reichte — „schreib dir das auf, was auf den Kopf- und Fußschilden des Sarges steht." So sagte er und ließ mich allein. Mir war nicht bange. Der Professor Richard Rothe hat gesagt: „In einem Sterbezimmer müssen nicht viele Menschen sein, damit die Engel Platz behalten." Sie umgaben mich. Ich beugte mich nieder und schrieb. Vor der abgezehrten und entstellten Leibeshülle meines Vaters fürchtete ich mich nicht. Wol hatte ich in den drei Jaren von 1815—1818, in denen ich ihn als Vater kennen lernte, seine väterliche Zucht erfaren, aber immer seine Liebe durchgefült, und so war ich auch jetzt der guten Zuversicht, wenn seine Gestalt sich beleben sollte, daß er mich nur segnen würde. Am Kopfschilde stand, wer Der sei, welcher hier ruhete; am Fußschilde, — nicht Gottes Wort, sondern ein Vers aus einem maurerischen Liede, welcher von den Tugenden meines Vaters sprach. Nein, — das war nicht in seinem Sinne. Darum erwähne ich die Worte hier auch nicht. In aufrichtiger Beugung und Herzensbuße hatte mein Vater

einige Wochen vor seinem Ende das heilige Abendmahl empfangen. Ihm war es nicht vor Gott um seine Tugenden zu thun, sondern um das Verdienst Jesu Christi, auf welches er sich stützte. Darin gingen mein Vater und mein Onkel himmelweit auseinander Als ich aus dem Sterbezimmer trat, sagte mir mein Onkel: „Möge der Eindruck, den du jetzt empfangen hast, sich bei dir nie verwischen.“ — Das konnte er nicht; aber erst durch Gottes Wort und Jesu Hand ist er mir ein wahrhaft heilsamer geworden. Solche erschütternde Gewaltstreiche können ohne beides sehr nachteilig wirken, sowol für Den, der sie veranlaßt, als auch für Den, der sie empfängt. An einem stillen Platze, wo ich allein war, konnte ich herzlich weinen; es waren kindliche Tränen; ich fühlte, wie viel mir genommen war. Meiner Mutter, die ich sehr liebte, konnte ich mich nicht mitteilen; sie sah abgehärmt aus; ein schwerer Winter lag hinter ihr und das Frühjar hatte ihr keine Erleichterung gebracht. Nacht und Tag hatte sie unermüdlich am Krankenbette meines Vaters und an dem ihrer Kinder gedient, die am Scharlachfieber daniederlagen. Meine zweijärige Schwester, Charlotte, war kurz vor dem Tode meines Vaters entschlafen; der Sterbefall war ihm verschwiegen; meine Brüder Arthur und Harry, 5 und 1 Jar alt, genasen eben wieder und meine 17järige Schwester schien ihrer Gesundheit auf immer beraubt zu werden. So konnte ich mich meiner Mutter nicht mitteilen.

Der Begräbnißmorgen meines Vaters brach früh am 15ten an. Mein Onkel hatte bestimmt, daß ich en escarpins meinem Vater folgen sollte. Einige Kutschen nahmen das Gefolge mit dem Garnisonprediger auf. Ehe ich aber so weit war, verletzte mich mein Onkel auf's Tiefste. Die Kleidungsstücke, welche ich tragen sollte, waren sehr eng anschließend gearbeitet; schon bei meiner Konfirmation im Anfang April des Jares war das Kniebeinkleid kaum brauchbar; an diesem für mich so ernsten und schmerzlichen Morgen kam die störende Sorge, daß die Knöpfe am Knie nebst den kleinen goldenen Schnallen nicht fassen wollten. Ich sagte es meinem Onkel; er entgegnete: es müsse gehn; ich versicherte: es ginge nicht ohne Schaden für das Zeug. Eine mir unerklärliche Heftigkeit erfaßte den Mann. Er gab mir Faustschläge, rief laut: er wolle mir meinen Willen brechen (und ich widerstrebte ihm gar nicht, wol aber das Kleidungsstück). Das Schlimmste aber war, daß er im Uebermaß seines Zornes die Worte zu mir sprach: ob er mir auch das Grab meiner Mutter zeigen solle. Haben mich Worte je tief geschmerzt und haben sich Worte je tief mir eingegraben, so diese. Der Bediente wurde gerufen und beauftragt, das Kleidungsstück mir zu ordnen, welches, wie er meinte, ich nicht ordnen wollte. Der Bediente erklärte, ohne einzureißen, könnten die Knieknöpfe nicht fassen. Er bekam von meinem Onkel den Befehl, die Sache zu beenden. Da sprach der

Bediente zu mir: „Die Unterstrümpfe können Sie nicht weglassen; durch beide aber, durch die leinenen und seidenen, wird das Kniequeder zu sehr beengt, es entsteht sicherlich ein Riß.“ Er zog stark an, und der Riß war da. Nun sah mein Onkel, daß von meiner Seite nicht böser Wille sich seiner Anordnung entgegengesetzt hatte. Ablegen konnte ich der drängenden Zeit wegen das Kleidungsstück nicht; der Riß mußte gestopft werden. Ich aber konnte in dem Kleidungsstücke kaum gehn, viel weniger sitzen. So störte mein Onkel mir diesen Morgen und zwar ohne Ursache; denn leicht hätte eine passende Abänderung getroffen werden können; aber die wäre seinem Stolze zuwider gewesen: „Mein Neveu — so nannte er mich gewöhnlich — soll nicht wie ein ordinärer Bürgerssohn einhergehn“; — so hatte er schon bei meiner Konfirmation gesprochen. Uud diesen Mann überkam, als die Wagen an der Appareil des Kirchhofes hielten, ein so heftiger Schmerz, daß er laut weinte. Die Zureden des Garnisonpredigers wurden von ihm abgewiesen. Das ließ sein Stolz nicht zu; er bedurfte nicht, daß ein Andrer ihn tröstete; er vermochte sich selbst zu trösten oder, in seinem Sinne geredet, zu fassen. — — Meine Schulzeit absolvirte ich ziemlich schnell; gute Zeugnisse begleiteten mich zur Universität, und ich bin meinem Onkel stets ehrerbietig, aber doch fremd gegenüber gestanden. Die wegen Geldunterstützung gegebenen Versprechen hat er gehalten; im

Uebrigen aber ist er seinem Grundsatze treu geblieben, sich für seine Angehörigen durch Fürsprache nicht zu verwenden. Sehr schwer ist es mir geworden, das zu meinem Studio nötige Geld von ihm anzunehmen, oder ihn um dasselbe zu bitten. Er lud mich ein, während der Universitätsferien zu ihm zu kommen, und er machte keinen Spaziergang ohne mich zu bitten, mit ihm zu gehn. Nach einigen Jaren wurden wir gänzlich getrennt. Es war ihm unangenehm, daß ich dem Worte Gottes Raum in meinem Herzen und Einfluß auf meinen Wandel gestattete. Als er bei einem Besuche, den ich ihm im September 1833 machte, meinen Bruder Arthur anklagte, daß derselbe ihn vermiede, wenn er ihn sähe, gab ich ihm offen zu verstehn, daß mein Bruder sich vor ihm fürchte, weil er hart angelassen würde über das, was er ihm sage. Das reizte seine Heftigkeit; ich bat ihn, sich zu mäßigen. Da sprang er vom Stule auf und mit lauter Stimme, indem er die Tür aufmachte, rief er: „Marsch!!" — Von da an habe ich ihn nicht wieder gesehn. Meine Mutter schrieb mir, wie er so ganz vereinsame und durch seinen Stolz und Egoismus in sich selbst verkomme. Obwol unter einem Dache mit seinen unverheirateten Schwestern lebend, sahn sie sich nicht; er aß allein, sie aßen allein; unausgesöhnt mit ihnen ist er gestorben; doch haben sie zu dieser beklagenswerten Trennung das Meiste beigetragen. Mir sind in meinem späteren Leben solche

boshaften und tückischen weiblichen Charaktere nicht wieder entgegengetreten, die die Schwächen ihres Bruders zu ihren Gunsten zu benützen verstanden. Hatte er von der Kriegskanzelei ein belobendes Schreiben erhalten, so schmeichelten sie seiner Eigenliebe, und das war der Augenblick, Dinge durchzusetzen oder zu ermöglichen, die sie nie würden erreicht haben. Sie sind ohne alle Liebe und Achtung dahingegangen. Achten mußte man meinen Onkel wegen seiner Integrität und wegen seiner großen Uneigennützigkeit, die ja auch von Seiten der Regierung anerkannt wurde; denn sein König ehrte ihn ja einige Jare vor seinem Tode durch Ernennung zum Kommandeur des Guelphen-Ordens. Im Felde war er kaltblütig und besonnen. In der Schlacht bei der Göhrde hat er durch rechtzeitigen Gebrauch der Congreve'schen Raketen mit zum Siege beigetragen. Auf des Generals von Dörnberg Bericht erhielt er dafür das Ritterkreuz des Wladimir-Ordens. Geachtet war er als Adjutant vom General von Hammerstein, von welchem er die Eigentümlichkeit angenommen hatte, sprechend im Zimmer auf- und niederzugehn, die vorderen Zähne etwas zusammenzuklemmen und durch dieselben zu sprechen. Auch bediente er sich zuweilen zur Beteuerung des Wortes, welches dem General von Hammerstein geläufig geworden war; er sagte: „Es ist effectivement so." Sehr geachtet ist er worden als Adjutant und auch als Stabsofficier von dem General-

Feldzeugmeister, dem nachherigen Grafen von der Decken. Mit welcher Treue und Unerschrockenheit hat er bei Gründung der englisch-deutschen Legion das Geschäft eines Werbeofficiers betrieben. Er befand sich in dieser Eigenschaft unter dem Namen „Kaufmann Meyer" zu Husum. Da tritt gegen Abend ein französischer Gensd'arm zu ihm ein; versichert ihn seiner redlichen Absicht, sich für die Legion anwerben lassen zu wollen und wie mein Onkel nichts zu fürchten habe. Der aber bleibt völlig ruhig und erklärt, daß ihm nichts so fern liege, als das Werbegeschäft. Der Gensd'arm wird dringender; als mein Onkel aber ganz gefaßt bleibt, entfernt er sich mit den Worten: „Wir kennen Sie, mein Herr, recht gut und wissen auch, was sie hier treiben." Gute Freunde sind meinem Onkel zur Flucht behülflich gewesen. — Das Geld hatte für ihn gar keinen Wert, besonders wenn es darauf ankam, zu zeigen, daß er sich mit königlichen oder Staats-Geldern keinen Profit machen wolle. Die hannoverschen Truppen cantonnirten irgend wo; er lag im Quartier auf einem adligen Gute. Der Major, der mit ihm da einquartiert war, fragte ihn: „Colonel, wie viel Douceur werden Sie geben?" Rasch war die Antwort: „Ich gebe so viel mir täglich an Diäten zugewiesen ist." „Unmöglich", rief der Major; „dann behalten Sie ja für Sich nichts." — „Das will ich auch nicht", erwiederte mein Onkel; „was mir hier gegeben wird, das

sollen die Diäten ersetzen." Und so gibt er beim Abmarsche für zehn- oder elftägigen Aufenthalt 10—11 Louisd'or in die Hand des Haushofmeisters. Da hat man gerühmt; worum es meinem Onkel aber auch zu thun war. Der Major gab ein angemessenes Douceur.*) — Trotz seiner großen Vorsicht und Besonnenheit konnte er namentlich im gesellschaftlichen Leben Mißgriffe machen. Meine ältere Schwester hat mir erzält, daß sie sich in einer Schwester-Loge um seinetwillen einmal recht geschämt habe. Dort sang eine Frau von Montanglant, geb. von Kronstein; sang einnehmend schön und declamirte nachher mit vielem Ausdruck. Mein Onkel wendet sich an sie und sagt: „Sie haben Ihre Sache so schön gemacht, daß ich Sie hätte küssen mögen." „Nun", sagt die Dame, „so thun Sie es jetzt noch." Und wirklich, mein Onkel muß vor allen Versammelten die Dame küssen. So konnten ihm Worte entfallen, die ihm nachher unangenehm und leid gewesen sind.

---

*) Einen Beweis seiner großen Freigebigkeit lieferte er in folgendem Falle. Um den Major Ch . . . n aus dem Schuldturme zu befreien, zalte er für ihn aus seinen Mitteln eine namhafte Summe. Die Witwe dieses Majors hat späterhin mit meinem Onkel in derselben Garnison gelebt, hatte ihr gutes Auskommen, ihre Kinder waren versorgt; aber sie hat ihn nicht besucht, hat ihm nicht gedankt; sie that gegen ihn ganz fremd, — und er hat sie nicht an ihre große Schuld erinnert.

Sein Lebensende hat mich tief betrübt. Meine ältere Schwester hat es mir geschildert; ich war abwesend. Nur ein alter Freund und Logenbruder hatte Zutritt zu ihm. Meine Mutter und Schwester verpflegten ihn. Sein eiserner Wille gab sich auch in seinem Kranksein noch zu erkennen. Der rechte Arm wurde lahm; versagte ihm derselbe den Dienst, so wurde er verdrießlich und sprach gebietend zu dem Arm, indem er ihn zwang: „Du sollst thun, wozu ich dich gebrauchen will.“ Ein Widerstreit von seiner Seite gegen die leibliche Gebrechlichkeit und großer Unwille, wenn er nachgeben mußte, — traten auf eine bedauernswerte Weise hervor. Er war ungebeugt; ich wage nicht niederzuschreiben, wie er sich äußerte, wer ihm helfen solle, wenn Gott nicht helfen wolle. Kein Verlangen nach dem Worte Gottes, nach dem Genusse des heiligen Abendmahls, nach einem Gebete, um sich der Gnade Gottes in Christo Jesu zu befehlen, gab sich kund, vielmehr ein entschiedener Widerwille davor; der Trotz des alten Menschen, der auf sich selbst steht, bäumte sich mächtig, und sein Trost, auf welchen er entschlafen ist, war das Ja, welches der alte Logenbruder auf meines Onkels Ausspruch: „Ich bin ein ehrlicher Mann!“ hören ließ. Bei Annäherung des Todes delirirte er; mit reißender Schnelligkeit sprach er mit seinem Adjutanten und dictirte ihm Berichte, wie in den Tagen des Dienstes; worauf seine Seele ganz hin gerichtet

zu sein schien. So ist sein Leben abgebrochen, und mir that es weh; ja, es thut weh, einen Mann, der achtungswerte Eigenschaften hatte und dem man zum Danke verpflichtet ist, so in sich selbst zerfallen, so ohne Gott, glaubens- und hoffnungslos aus dem Leben gehn zu sehn*). Grade bei meinem Onkel traten die beiden schlimmsten Seiten unseres natürlichen sündigen Wesens so grell hervor: Egoismus und Stolz, verbunden mit einer Heftigkeit, die das Schlimmste befürchten ließ. Alle äußere Ehre und der Pomp einer militärischen Beerdigung bestimmen nicht den Wert, welchen eine Seele vor Gott haben muß. Und „vor Gott nichts Andres gilt, — denn Sein eigenes Bild.“

*) Er war wahrheitsliebend, accurat und pünctlich in seinen Dienstgeschäften und dabei von großer Sobrietät, — ein Muster für seine jüngeren Officiere.

III.

Lehrer und Studium.

Mit welchen Erwartungen und mit welchem Vorhaben ich in Göttingen einzog, habe ich bemerkt, auch wie ich getäuscht worden bin. Es ist sehr schmerzlich, wenn wir beim Rückblick auf die Lebensjare, welche die zum Lernen und zur Ausbildung wichtigsten sind, bekennen müssen: Du kannst von deinen Lehrern nicht sagen: ihr habt mir den Weg Gottes recht gelehrt. Sämmtliche theologische Lehrer zu Göttingen waren zu meiner Zeit oberflächliche, aber dabei von sich sehr eingenommene Rationalisten, die in gar keinem näheren Verhältnisse zu den Studirenden standen. Die Professoren lasen und — die Studirenden schrieben nach; — das war das Ganze. Und wie widersinnig war auch dieses Verhältniß. An die meisten älteren Professoren

hatten die Studirenden nicht eine levis, sondern eine gravis nota maculae angehängt, mit wie viel Recht, — weiß ich nicht; den ehrwürdigen Planck und dessen Sohn, den schwer geprüften Professor Heinrich, ausgenommen. Bei dem Einen hörte man, denn er hatte Freitische zu vergeben, sonst würde man gar nicht bei ihm hören; einen Andern schalt man einen Ignoranten und titulirte ihn Stöffel; von einem Dritten erwähnte man den Geiz, daß er zu verschiedenen Malen in den Vorlesungen über Aesthetik zuvor schelte über entwendete Talglichtstümpfe, durch welche die Bänke der Hörer erhellt wurden; einen Vierten nannte man scheinheilig, daß er Sonntags nur deßhalb zur Kirche gehe, um von der ewigen Strafe befreit zu werden; einem Fünften sagte man seinen frühern sittenlosen Wandel nach. Die Professoren begegneten auf ihrem Spaziergange den Studirenden, die bei ihnen hörten; verächtlich gingen diese an ihnen vorüber, machten schlechte Witze über sie, — grüßten aber nicht, wie sich doch geziemt hätte. Blicke ich von der damaligen Zeit etwas weiter vorwärts: in welch nahem Verhältnisse stand Tholuck und Neander zu manchen Studirenden, beratend, Weg weisend. Wie liebenswürdig ist das Verhältniß, welches in den fünfziger Jaren unseres Jarhunderts sich zwischen dem Professor Johannes Wiechelhaus und den Studirenden zu Halle gebildet hatte. Davon zeugen die Briefe, welche seine studirenden Freunde nach seinem Tode herausgegeben

haben. Sie sagen von ihm in der Einleitung oder in dem Vorworte zu denselben: „Mit welch großem Ernst, mit welch inniger Liebe er für diejenigen seiner Zuhörer, die sich ihm enger anschlossen, besorgt war; wie er über sie wachte und für sie betete, wie er, auch nachdem sie schon von der Universität abgegangen waren, sie noch stets auf dem Herzen trug und an ihrem Wol und Weh den regsten Anteil nahm", — dafür geben gerade jene Briefe hinlänglich Zeugniß. Sagt er doch selbst S. 13: „Ich gehe hinter den meiner Hut Befohlenen her, gleichsam wartend auf den Augenblick, wo Jemand müde vom Hin- und Herlaufen und von Gott gestraft seines Abfalls wegen, die Liebe erkennen möchte, die das in sich selbst und in der Welt verlorene und verödete Schaf zu dem wahrhaftigen Hirten weist." In eine das Studium fördernde Weise hatte sich späterhin Dorner in Göttingen zu den Studirenden gestellt, und wie schön ist jetzt das Verhältniß, in welchem Delitzsch in Leipzig und v. Zezschwitz in Erlangen zu ihnen stehen. So Etwas kannte man zu meiner Zeit in Göttingen nicht. Die meisten Professoren der Theologie standen im hohen Lebensalter: am Ende der 60r, oder im Anfang der 70r. So war schon die natürliche Lebensfrische nicht mehr bei ihnen vorhanden und zum Discutiren mit Studirenden über die Theologie betreffende Gegenstände waren sie nicht geneigt. Wiechelhaus schreibt im ersten jener angefürten Briefe: „Wir sind Theologen — was können wir uns da

Größeres wünschen, als daß uns das Wort Gottes aufgeschlossen werde? In welchem Lichte der ewigen Gnadensonne stralt uns dieser oder jener Spruch jetzt in die Seele, der uns früher ein todter Buchstabe oder ein dunkles Wort war. Wie strömt durch die ganze Schrift der Eine Strom hindurch, der an dem Stul des Lammes entspringt, der Eine Lebenszug des Rufes aus der Tiefe: ‚Elender Mensch ich!‘ — und des Zuspruchs aus der Höhe: ‚Fürchte dich nicht!‘ Ob wir dabei beschämt werden, ob wir dabei zu kurz kommen — was frage ich danach. Er zieht nackt aus, um auf ewig zu bekleiden; Er macht leer, um voll zu machen; und lassen wir es uns nur gefallen, daß wir Tölpel sind, welche Gnade, daß Er sich zu uns gesellt und daß die ewige Weisheit uns aufthut ihre Schätze und Kammern. Satt getrunken, meine Lieben, und des Grams vergessen! Der HErr weiß wol, was wir können oder nicht können; Er gibt Alles, Alles, was wir Not haben, und bürdet nicht mehr auf, als wir tragen mögen. Seien wir nur Kinder, so wird er väterlich uns versorgen.“ — Dies gerade fehlte den Göttinger Professoren der Theologie zu meiner Zeit; dies konnten sie nicht sagen.

Blicke ich auf die Exegese; — ich schreibe hier aber nicht auf eine gelehrte und systematisch geordnete Weise; ich schreibe einfache Erinnerungen, schlicht, wie sie sich nach Verfluß von 40 Jaren vor die Seele stellen —, so konnten jene Männer sie gar nicht im

theologischen Sinne treiben, wol im grammatischen und historischen. Es fehlte ihnen ja gerade der Geist, in welchem das Bibelbuch geschrieben ist. Mit einem Fall hoffe ich das zu beweisen. Wo im neuen Testament das Sein in Christo oder in dem HErrn — ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ, ἐν κυρίῳ — also die andauernde Lebensgemeinschaft mit dem verklärten Christus oder HErrn, in die man ja nur durch Buße und Glauben gelangt und in welcher man durch stetiges Trachten nach der Heiligung erhalten wird angegeben wird, da erklärten jene Männer einstimmig, das heiße: in der Lehre des Evangeliums Jesu Christi, oder nach dem Willen Gottes, oder ἐν bedeute so viel als διά. Nie, nie haben sie uns auf die Person Jesu hingewiesen; nie gesagt, daß wir nur in der Gemeinschaft mit Ihm im Stande sind, das zu thun, was Gal. 5, 6; 6, 15. 2 Cor. 5, 17. Gal. 2, 19. 20 u. a. aussprechen. Selbst an die Stelle von κυρίός wurde φόβος κυρίου gesetzt, wie z. B. Ephes. 6, 1 und ähnliche. Ja, im hohepriesterlichen Gebete Jesu wurde das „Ich in ihnen und sie in mir", welches Jesus so besonders betont und hinblickt auf die Einigkeit der Geistes, auf die Gemeinschaft in der Liebe mit Gott und Ihm, in welcher die Gläubigen stehen und leben sollten, von Pott so fade erklärt: „Alle sollen sich zu dem Zwecke höherer Sittlichkeit vereinigen, wie derselbe zwischen dir und mir stattfindet; sie sollen den göttlichen Wert meiner Lehre einsehen lernen."

So Pott wörtlich in dem von mir nachgeschriebenen und aufbewahrten Hefte, Joh. 17, 21—23. Was Albert Knapp*) in seiner morgendlichen Mahnung sagt:

„Wie mag ein Aug' die Sonne schauen,
Wenn sich's verbirgt im dunkeln Schacht?
Wie sich ein Geist im Licht erbauen,
Wenn er zu Jesu nicht erwacht?"

das konnte von jenen Göttinger Professoren der Theologie meiner Zeit gesagt werden. Einzelne derselben will ich nun besonders vorfüren.

Heinrich Planck.

Er war der Erste unter ihnen, den ich sah. Ehrerbietigst nahete ich mich ihm; denn ich hatte mir eine hohe Vorstellung von einem Professor gemacht. Hätte damals Gottfried Heinrich von Schubert schon seine Reise in Tyrol und in das nördliche Italien beschrieben, so würde ich anders geurteilt haben, wenn ich sie, wie jetzt, damals gelesen; denn er nennt die Seele eines Professors hochmütig und neidisch**). Der Professor Planck war von mittlerer Größe, hatte einen ungewönlich dicken Kopf, ein ausdrucksloses Gesicht; er schien von mildem Charakter zu sein.

*) Herbstblüten, S. 40.

**) Sagt Schubert dies scherzweise von sich selbst, so kann dem Gedanken doch auch wol eine allgemeine Deutung gegeben werden, und will dies Schubert auch.

Lebhaft habe ich ihn in seinem Vortrage nie gesehen; nie gehört, daß er Gegner bitter oder ironisch abgefertigt. Er las sein Heft ab; freien Vortrag hielt damals kein Professor der Theologie. Er sprach sehr gedehnt in einem weinerlichen Tone und da war nichts wahrnehmbar von der Lebendigkeit, die Lücke an ihm, wol aus früherer Zeit, rühmt; denn sein Jugendfreund, der nachherige Hofrat Dissen zu Göttingen, sagt von ihm aus seinen letzten Lebensjaren: „Er war nur ein Schattenbild von dem früherer Tage.“ Er konnte deßhalb Keinen fesseln. Seine Anrede an seine Zuhörer war: „Meine sehr edeln Herren!“ Nur ein Kollegium über die kleinen Briefe Pauli habe ich bei ihm gehört. Er fing am 27. Oct. 1824 an und schloß am 18. März 1825, las aber die Briefe nicht zu Ende. Er blieb stehen im 2. Briefe an den Timotheus im Anfange des 2. Kapitels. Gern hätte ich schon früher aus dem Kollegio mich entfernt, teils wegen des langweiligen Vortrages, teils aber auch wegen der epileptischen Zufälle, denen er unterworfen war. Stellten sich die während des Vortrags bei ihm ein, so merkte man das an dem lang sich dehnenden Tone der Stimme; ehe er aber niederfiel, sprangen zwei Wärter zu und trugen ihn in ein neben dem Kollegio befindliches Gemach. Nur einige Male trat während des Semesters, in welchem ich sein Zuhörer war, dieses Uebel ein. Wenn ich auch gern früher schon aus seinem Kollegio mich ent-

fernt hätte, an welchem nur einige Zwanzig Anteil nahmen, so hielt mich in meinem ersten Semester die Scheu davon zurück, indem ich so etwas Ungesetzliches mir nicht erlaubt hätte. Es war ein stilles Kollegium — wenn ich so sagen darf —; nie hörte man lautes Wesen der Hörenden; mit aufrichtigem Mitleid blickten wir auf Planck, der sich nie einen Scherz erlaubte, nie mit dem Heiligen unheilig umging; der es uns bewies, es sei ihm ernstlich um richtige Auslegung der heiligen Schrift zu thun, freilich nach seiner über dieselbe gebildeten Ansicht, weßhalb es mich wirklich schmerzte, als ich im Jare 1831 erfur, wo ich mich in sehr angenehmen Verhältnissen als Hauslehrer in einer der größten Städte Deutschlands befand, auf einer Besuchsreise in die Heimat, daß der Professor der Theologie Heinrich Planck zu Göttingen am 23. September im 46. Lebensjare gestorben sei. Kann ich den achtungswerten Mann, der damals gewiß der beste neutestamentliche Exeget in Göttingen war, auch nicht einen „Heiligen" nennen, wie der Professor Matthäi thut, wenn ich nicht irre, in seiner Vorrede zur Erklärung des Vaterunsers, so verdient er doch das Lob eines sittlich-reinen und frommen Mannes. Da ich mir das Heft seiner exegetischen Vorträge über die kleinen Briefe Pauli aufbewart habe, will ich aus dem Philipperbrief, Kap. 2, V. 5 ff. die Stelle hervorheben, auf deren Auslegung ich gespannt war. Sprachlich wurde gedrückt das Wort

μορφή, wurde als Apposition von ἴσα εἶναι θεῷ angegeben und dieses für ἴσως = secundum = ὡς erklärt. An eine Homousie, Gottgleichheit, durfte nicht gedacht werden; denn die schreibe das neue Testament Jesu nicht zu. Das hieß man grammatisch interpretiren. Woher solche Verirrung auch bei einem Planck? Doch daher, weil Christus ihm nicht so lebte, wie in Paulo. Was Paulus hier von Christo sagt, das hatte er schon anderswo gesagt, indem er Ihn nennt das Ebenbild Gottes, den Glanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild seines Wesens. Was würde Planck gesagt haben, wenn damals Neanders Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel erschienen wäre?! Konnte er aber hier in dieser Stelle nicht Paulus verstehen, wenn er mit offenem Sinn Phil. 3, 8 ff. angeschaut hätte? Aber die Göttinger Professoren der Theologie waren wie in einen Bann gethan, in den Bann des Eigendünkels und der zeitlichen, weltlichen Klugheit. Christus durfte nicht Gott sein, Gott nicht in Christo; dafür eiferten sie gegen die göttliche Wahrheit in der heiligen Schrift und in diesen Bann zogen sie fast alle damals Theologie Studirende mit hinein. Denn die Meisten von ihnen steiften sich gegen Neander und Tholuck, als die den rechten Ton aus der Posaune gaben. Ja, wie erfreulich ist es, wenn bei dieser Bibelstelle Phil. 2, 5 ff. jetzt Fragen erhoben werden, wie die: „Ist hier der λόγος ἄσαρκος oder ἔνσαρκος Subject?“ „Was haben

wir von den Kenotikern und Kryptikern zu halten?" „Hat Martensen in seiner feinen, aber köstlichen Unterscheidung Recht, wo er redet von der Logos- und Christusoffenbarung?" (vgl. Martensen's christliche Dogmatik, S. 246, § 134.)

Absichtlich habe ich obige Stelle gewält, um zu zeigen, wie auch ein Professor Planck darauf so eifrig Bedacht nahm, Christum nur in Seiner menschlichen Natur darzustellen; ich könnte, wenn es nicht ermüdete, dies noch besonders darthun aus der Stelle 1 Tim. 3, 16. Wie ist Planck da bemüht, zu zeigen, ὅς ist die echte, θεὸς unechte Lesart; wie eiferte er wirklich einmal, um es uns vorzufüren, daß keiner von den Orthodoxen in den arianischen Streitigkeiten je diese Stelle angezogen habe, um Christi Gottheit zu beweisen!

David Julius Pott.

Pott's äußere Erscheinung hatte nichts Angenehmes. Sein breites, flaches Gesicht mit niedriger Stirn, seine wulstigen Lippen, seine kleinen Augen, seine tiefe Stimme machten auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck. Er war von mittlerer Größe; nichts Angenehmes, nichts Gewinnendes lag in der Weise, wie er sich gab und redete; noch viel weniger sah man seiner Haltung etwas Edles an. Als ich mich bei ihm meldete als einen, der die Vorlesung über den Propheten Jesaia hören wollte, stand er am Schreibpult; er wendete

sich zu mir und nötigte mich, Platz zu nehmen. Er schrieb meinen Namen an; als er sah, daß ich stehn geblieben war, ertönte eine sehr tiefe brummige Stimme: „Ich bitte Sie, setzen Sie Sich; es ist eine Idiosynkrasie von meiner Seite; ich kann nicht vertragen, wenn Jemand in meiner Stube stehen bleibt." Das Wort „Idiosynkrasie" hörte ich zum ersten Male; ich verstand deßhalb den Herrn Konsistorialrat nicht; nahm aus seiner Hand die mir in seinem Kollegium bestimmte Nummer und empfal mich mit Zurücklassung des Louisd'or. Als ich aus seinem Hause, nahe am Markte, trat, begegnete mir ein Bekannter. „Kommst du von Pott?" — redete er mich an. „Du willst doch bei dem Kerl nicht hören?" Als ich das bejahte, sagte er: „Das solltest du nicht thun, so gut, wie der Kerl liest, lese ich auch." Dies frappirte mich wirklich. Daß ein Student so geringschätzend von einem Professor sprach und sich über ihn erhob, — das konnte ich nicht ertragen. Aber er hatte nicht anmaßend, nicht übereilt geredet; denn in den Vorlesungen über den Jesaja kam Pott nicht über die clavis des Heidelberger Paulus hinaus, die jener Professor über den Jesaja geschrieben hatte; wie er in der Erklärung der Synoptiker ebenfalls ein treuer Nachtreter dieses Mannes war. Zuweilen erschien Pott im Kollegio mit einer Rose in der Hand. Das war ein Abstand: die vergelbten alten Hefte, der schläfrige Vortrag, die Mongolenphysiognomie und —

die Rose. Da wurde Keiner erinnert an die Worte jenes alten Sängers: „Es ist eine Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart" u. s. w., noch viel weniger — wenn Heine damals schon sein „Buch der Lieder" herausgegeben hätte — wäre man erinnert worden an das Lied:

„Du bist wie eine Blume,
So hold, so schön, so rein; —
Ich schau' dich an und Wehmut
Schleicht mir in's Herz hinein."

Nein, nein, Pott war nicht das Bild der Unschuld in ihrer heiligenden Macht; Wehmut in anderer Hinsicht schlich in's Herz hinein, wenn man die in seinem Kollegio so fleißig schreibende Jugend sah, als wären es goldene Worte, die ihr gesagt wurden, und der mit der Rose vor ihnen hatte keinen heiligen Duft; er gab nicht das Gold des Glaubens. Zuweilen hörten wir im Kollegio von ihm einen Witz, den ihm aber nicht der Augenblick eingab, wo er geistig mehr angeregt oder frischer gewesen wäre; nein, die Witze waren stehend. So z. B.: „Ich bitt' Sie, meine Herren, um Mosis willen", wenn er Etwas abwehrend erklärte. Ein lautes Trommeln seiner Zuhörer mit den Füßen war der Lohn, den er für solche Erheiterung hinnahm; denn er selbst, so sehr er auch zur Ruhe winkte, war über die Maßen erheitert. Ein Kurländer, der aber nicht sein Zuhörer war, hatte ihn sehr gekränkt. Als Prorector hatte er demselben

eine Strafe dictiren müssen; unwillig und aufgebracht darüber, begibt sich der Kurländer am Abend des Tages, der ihm die Strafe bestimmt, vor Pott's Haus und ruft mit Stentorstimme: „Poto, Poto, du alter Verräter!" Pott soll diesen Auftritt sehr übel aufgenommen haben. — Zehn Jare nach meinem Weggange von Göttingen erfur ich Pott's Tod, am 19. October 1838; er starb im 78. Lebensjare. Lücke, Julius Müller und Liebner waren in dem Zeitraum in Göttingen gewesen; ob sie auf Pott segensreich eingewirkt haben, daß er aus einem Anhänger und Nachbeter des Heidelberger Paulus ein Anhänger und Schüler des Paulus von Tarsus und durch ihn ein gläubiger Christ geworden ist, — darüber habe ich nie etwas gehört; ich wünsche es ihm aber.

Um zu erfaren, wie Pott neutestamentliche Exegese trieb, gebe ich hier eine Andeutung über die Stelle: Ev. Joh., Kap. 3, V. 3—6. Ich habe mir das Heft aufbewart, welches ich in seinem Kollegio über das Johannis-Evangelium geschrieben. Am 27. October 1825 hatte Pott zu lesen angefangen; am 26. Januar 1826 waren die Vorlesungen über das Evangelium schon beendigt; da folgten die Briefe des Johannes.

V. 3. „Jesus fällt dem Nicodemus in die Rede, weil er jene Lobsprüche nicht länger anhören mag." „Von Neuem geboren werden heißt: gänz-

lich gebessert werden, so schuldlos, als man war bei seiner Geburt. Dieser bildliche Ausdruck war bei den Juden allgemein üblich und verständlich; *ἰδεῖν τὴν βασιλείαν* d. i. experiri, sensu suo percipere, also: teils richtige Begriffe vom Messias bekommen, teils ein Mitglied dieses Reiches werden. Die *βασιλεία* ist das moralische Reich, welches durch Christi Lehre herrschend gemacht werden sollte, und um daran Teil zu nehmen, muß man ein moralisch gebesserter Mensch werden; man muß die Sinnlichkeit aufgeben."

V. 6. „*Σὰρξ* und *πνεῦμα*. Was aus der Körperlichkeit der Eltern gezeugt wird, — das ist auch wieder etwas Körperliches und Sinnliches; aber was aus des Geistes Kraft des Menschen erzeugt wird, nämlich der neue gebesserte Mensch, der aus Aufbietung seiner Geisteskraft, seines Einsehens des Guten hervorgeht, — das ist *πνεῦμα*, d. h. ein Wesen höherer Art, in welchem nicht die Sinnlichkeit, sondern die Geisteskraft prädominirt."

Was die eherne Schlange betrifft, äußerte Pott sich so: „Gewönlich faßt man den Sinn so auf: wie eine Schlange hoch aufgehängt wurde, so wird auch einst der Messias hoch an's Kreuz geschlagen werden. Eine Idee, an sich zwar richtig, allein in diesem Zusammenhange, wo von Anerkennung der sittlichen Erhabenheit Christi die Rede ist, höchst unrichtig." — Ja, man fragt wol, wenn man in solchen Irrsal hineinblickt: Ist das Schrift-Exegese?!

Johann Gottfried Eichhorn.

Man scheut sich, ihn auf Pott folgen zu lassen, nicht deßhalb, als hätte Eichhorn den Kern der Schrift erfaßt, und als wäre er bereit gewesen, alle seine Wissensschätze dafür hinzugeben; nein, deßhalb weil man den ungeheuern Abstand zwischen Beiden fült, sowol hinsichtlich der Wissensfülle bei Eichhorn, der hohen Begabung, als auch hinsichtlich der Frische und Beweglichkeit des Geistes, die dem 72järigen Greise noch eigen waren. Würde lag nicht auf Eichhorn's kleiner Gestalt, aber in seinem Antlitze sprach sich in den noch hellen Augen unter der hohen Stirn viel Klugheit und Scharfsinn aus, verbunden mit einer sehr angenehmen, gewinnenden Freundlichkeit*). Der Mann stand auf eigenen Füßen, — das merkte man, merkte es leider nur zu sehr; er war sich der Schrift gegenüber Auctorität, und sie mußte schweigen, wo Eichhorn redete. Dennoch aber mußte man ihn von dieser Seite achten; er war doch kein Nachbeter und Nachtreter eines Andern. Kannte Eichhorn damals noch nicht die Verdienste, die sich Kennicott durch Vergleichung des hebräischen Textes des alten Testaments mit anderen Handschriften und gedruckten Bibelausgaben erworben? Hätte er sie gekannt, er hätte

*) Zuweilen bin ich durch ihn, was sein Auge betrifft, an Voltaire erinnert.

nicht so dreist zufarend mit dem Texte des alten Testaments umgehn, nicht Wörter bald in ihren Buchstaben, bald in ihren Vokalen ändern dürfen; er hätte nicht so decisiv urteilen dürfen: „der Text ist falsch", da man sah, es geschah dies nur, damit Eichhorn seine Ansicht geltend machen konnte. Hanna More erzählt über Kennicott*): „Die letzten 30 Jare desselben waren rühmlich der Vergleichung der hebräischen Bibel gewidmet. Er hat Lesarten aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel gesammelt. Er schlug in großer Uneigennützigkeit eine einträgliche Pfarre aus, um ganz seiner gelehrten Beschäftigung zu leben. Welchen wesentlichen Trost und welche Beruhigung muß nicht sein Zeugniß für die Wahrheit der heiligen Schrift Denen gewähren, die sich darauf als auf den einzigen Anker ihrer Seele stützen. Als Dr. Kennicott bei dem Könige Audienz hatte, um ihm sein Werk zu überreichen, fragte ihn Se. Majestät: ‚welches denn im Ganzen das Resultat seiner mühsamen und gelehrten Untersuchung sei?' Er antwortete hierauf: ‚er habe einige grammatische Fehler und mehre Abweichungen in den verschiedenen Texten gefunden; aber auch nicht Eine Variante, welche im geringsten irgend einen Satz des Glaubens oder der Moral berühre.' "

*) Vgl.: „Hanna More. Ein christliches Lebensbild nach Roberts und Thompson." S. 80 u. 81.

Hanna More pflegte öfters eine kleine Anekdote zu erzälen; die sie von Mrs. Kennicott selbst hatte und die auffallend beweist, wie sehr die Liebe zu dem heiligen Buche durch öfteres Lesen zunimmt. Während der Zeit nämlich, daß Dr. Kennicott sich mit seiner Polyglotte beschäftigte, war es beständig das Amt seiner Frau, bei den täglichen Ausfarten ihm die verschiedenen Stücke, die seine unmittelbare Aufmerksamkeit auf sich zogen, vorzulesen. Den Tag, nachdem er sein großes Werk vollendet hatte, fragte sie ihn, welches Buch sie jetzt nehmen solle; er antwortete rasch: „Ach laß uns die Bibel wieder anfangen.“ So Hanna More. — Mir stand es damals, wie heute nach 40 Jaren, fest: an dem Worte Gottes dürfe Keiner deuteln, rütteln und drehen; deßhalb brach ich die Vorlesungen bei Eichhorn ab, weil er es that und zwar in auffallender Weise. Da ich mich genau auf die Kollegia bei ihm vorbereitete, trat mir dies auch mehr entgegen, als Andern, die das nicht thaten. Mit solchem Unwillen war ich gegen Eichhorn erfüllt, daß ich mir vorgenommen hatte: ich wolle aufstehn im Kollegio und ihm auf bescheidene Weise sagen, daß man doch eines Menschen Wort stehen und gelten lasse, wie er es gesprochen oder geschrieben, daß es demnach im höchsten Grade die heiligen Männer Gottes verletze, welche das Wort niedergeschrieben, und Abbruch thue an der Wahrheit desselben, wenn so oft der Text korrigirt

und verändert werde; Eichhorn müsse nachweisen, daß solche Texteänderungen von allen Auslegern an den von ihm vorgenommenen Stellen auch gemacht würden; er müsse sich darüber legitimiren. Aus Scheu vor der großen Zal der im Kollegio befindlichen Mitstudirenden unterblieb mein Vornehmen; ich aber brach die Vorlesungen bei ihm ab. Den Hiob hörte ich bei ihm nur bis zum Anfange des siebenten Kapitels (denn dem setzte er am meisten zu mit Veränderungen des Textes) und die Psalmen bei ihm nur bis zum 45sten. Nie bin ich wieder in das Kollegium des Mannes gegangen, habe auch der Feier seines 50-järigen Dienstjubiläums nicht beigewohnt; vielleicht der Einzige unter den Theologie Studirenden, der sich daran nicht beteiligt hat. Gebrochen hatte ich mit Eichhorn schon früher innerlich. Ich hörte bei ihm die Genesis; er sprach über Eva: „Meine Herren", sagte er, „man weiß nicht, ob sie eine perforata oder eine perforanda war." Ein Sturm des Beifalls erhob sich im Auditorio, der nicht enden wollte. Meine Füße und Hände verhielten sich ruhig; ich verstand die Bedeutung der von Eichhorn gesprochenen Worte nicht. Ein Bekannter gab sie mir, den ich fragte. Da habe ich mich geschämt, so Etwas, das mir ein Geheimniß war, mit solchem Voltairespott behandelt zu hören und habe von da an mit innerem Widerwillen auf den Mann gesehen, der eine studirende Jugend so schmutzig belustigte. Er hätte verdient, augenblicklich

allein gelassen zu werden. Leider war nur der Geist, der damals unter den Studirenden herrschte, im Herzen ein unreiner. Noch klingen mir die Worte vor den Ohren, die Eichhorn wiederholentlich mit großer Schnelligkeit aus Genesis 49, 10 sprach: עַד כִּי־יָבֹא שִׁילֹה. Da er keine messianischen Weissagungen im alten Testamente fand, so sah er auch in diesen Worten nicht den verheißenen Helden, der das jüdische Volk zur Ruhe und zum Frieden bringen werde; sondern trotz aller Härten und Sinnverletzungen mußte Schiloh hier die kleine ephraimitische Stadt Siloh sein.

Aus seiner Erklärung der Psalmen will ich hier Einzelnes wörtlich anfüren; ich wäle den 22sten. „Gesungen während des nesibenischen Kriegs 1034. Der Psalm enthält Klagen, Lobpreis und Dank für Hülfe. David können wir den Psalm zuschreiben. In großer Not eines drückenden Krieges singt er; daher der verzweifelnde Ton. In dem nesibenischen Kriege schien es, als wenn Gott ihn verlassen habe, weshalb er verspottet und verhöhnt wird, vorzüglich deswegen, weil er so viel Vertrauen auf Gott gesetzt hatte. Alles dessen erinnert sich David. Der Psalm kann ganz von David erklärt werden. Ernesti und andere altgesinnte Theologen erklären ihn zwar von Christo am Kreuze; aber der Bedrängte im Psalme schmäht, — Christus schmäht seine Feinde nicht; der Bedrängte im Psalme ist von rachgierigen Feinden

umgeben, — nicht so Christus; denn die römische Wache, die sich in die Kleider teilte, war nicht Christo feind; dies waren nur die Juden. Joh. 19, 24 deutet die Kleiderteilung auf Christum; aber bedenken wir wol, daß zu Johannis und der Apostel Zeiten die alttestamentlichen Stellen aus dem Zusammenhange genommen und angewendet wurden. Johannes hat nach seinem Zeitalter geschrieben; denn die Juden fragten nicht nach dem Zusammenhange. Ebenso muß auch Matth. 27, 46 gedeutet werden. Christus bedient sich eines damaligen üblichen Seufzers; wer aber fremde Worte braucht, spricht nicht immer in demselben Sinne des fremden Schriftstellers. Hebr. 2, 11 u. 12: der Verfasser des Hebräerbriefes weiß aus dem alten Testamente Alles zu machen, — ein Beweis seiner großen Geistesgewandtheit." — Es würde zu ausfürlich werden, wenn ich aus der Apostelgeschichte, über welche Eichhorn im Sommersemester 1826 publice las, das 9. Kapitel, die Bekehrung Pauli, anfüren wollte, um zu zeigen, wie er durch das Textwort hindurchbrach, bis daß er seine Ansicht hineinzwingen konnte. Es ist wahr: habent sua fata libelli, auch die gelehrtesten in menschlicher Weisheit geschriebenen opera. Darüber liefert Eichhorn's Einleitung in's alte Testament einen Beweis. Gern wollte ich dieses Werk benützen, um mich namentlich mit der Entstehungsgeschichte der Bücher des alten Testaments bekannt zu machen; immer aber,

am ich zur Universitätsbibliothek, war es verliehen. Anschaffen zum eigenen Gebrauch konnte man es nicht gut wegen seines hohen Preises, denn 10 Thlr. kostete es damals eingebunden. Endlich zuletzt erhielt ich es von der Bibliothek und mit emsigem Fleiß bis in die Nacht hinein machte ich schriftliche Auszüge aus demselben, weil ich Göttingen bald verlassen wollte. Im Jare 1859 habe ich dasselbe für 10 Sgr. vom Antiquar erstanden zur Erinnerung an längst verflossene Zeiten. Eichhorn verfiel zu meiner Zeit leibsich auffallend; er hatte den Speichelfluß; neben seinem Katheder war es ganz naß: denn, nachdem er einige Worte gesprochen, mußte er den Speichel entfernen; dennoch hatte er Geistesstärke genug, sein Kollegium lortzusetzen; er hielt aber nur eines. Nachdem er sein 50järiges Dienstjubiläum gefeiert, ist er am 25. Juni 1827 gestorben. Seinen Tod habe ich in Göttingen nicht erlebt. Sehr ernste Gedanken erfüllten mich, als ich ihn erfur.

Karl Friedrich Stäudlin.

Stäudlin war von Statur nur klein, aber breitschultrig und keineswegs schmächtig. Sein Auge war ausdruckslos, der Mund breit und beim Sprechen noch breiter gezogen; etwas bräunlich-roth waren die Wangen gefärbt; das Gesicht blieb unverändert auch beim Vortrage, d. h. nichtssagend. Die Sprache ge-

dehnt, klanglos, monoton im schwäbischen Dialekt. Es gehörte etwas dazu, seine Sprechweise zu überwinden, wenn er statt Christentum „Chrischtendomm", wenn er statt Irrtümer „Irrdömmer" sagte. Hatte er den Katheder betreten, so stand er die Stunde, in welcher er las, unbeweglich; er legte die beiden Arme auf den Rand der schräg liegenden Katheder-decke, und nur die beiden Daumen der rechten und linken Hand hoben sich die ganze Stunde hindurch im regelmäßigen Takte. In einem Automat ist mehr Leben, als in ihm war. Irgendwo habe ich einmal eine Vergleichung hinsichtlich des Vortrages zwischen Henrik Steffens und Hegel gelesen. Einzelnes davon paßt auf Stäudlin. Von Hegel wird gesagt: „Sein Vortrag war wie ein schwerfälliger schweinslederner Folioband, den Niemand als Handbuch recht zu handhaben vermochte. Hegel war ganz unbekümmert um seine Zuhörer und suchte aus seinen Heften die Paragraphen zusammen, um Satz an Satz mit steifem Kitt aneinanderzukleben." So war Stäudlin auf dem Katheder. Was würden seine Zuhörer darum gegeben haben, wenn von ihm das hätte gesagt werden können, was von Steffens gesagt wird?! Da heißt es: „Steffens spricht zu jedem Einzelnen und zieht ihn zu sich hinauf. Wie ein Bergstrom Skandinaviens, der, durch den Widerstand der Felsen empört, sich um so reißender Bahn macht, bricht die Fülle seiner oft mißgestalteten Sätze und anakoluten Pe-

rioden hervor mit der ganzen Macht seiner treibenden Innigkeit. In einem Jeden schüttelt er die eigene Seele wach, die dieser ihm nicht opfern, sondern zu ihm hinanbilden soll; seine stürzenden Worte, seine leuchtenden Blicke und seine begeisterten Handbewegungen sprechen nur von der Ungeduld, mit einem einzigen Gusse sich entfalten und offenbaren zu können." Wir aber hatten vor uns eine Maschine, die Worte sprach, selbst ohne alles Leben, deßhalb auch Niemanden belebend, selbst kalt, deßhalb auch Niemanden erwärmend; selbst nicht ergriffen von dem vorzutragenden Gegenstande und deßhalb auch Niemanden erfassend. Wenn wir zu meiner Zeit in Göttingen in den theologischen Wissenschaften nur ein Paar solche Männer gehabt hätten, wie Thibaut und Karl Otfried Müller in ihren Disciplinen waren, wie ganz anders würde es mit den Theologie Studirenden gestanden haben!! Denn von Karl Otfried Müller sagt Lücke in den „Erinnerungen" an ihn S. 34: „Bei großer natürlicher Gabe zum Lehren, selbst in Gestalt und Stimme, hatte er viel Bildung des Vortrages. Seine Zuhörer rühmten von Anfang an die Klarheit und Bündigkeit, wie die anregende und zugleich inhaltvolle Lebendigkeit seiner Darstellung. Eine Frau, die an seinem Auditorium vorüberging und bei offenen Fenstern ihm einige Minuten zuhörte, hat sich dahin geäußert: dem Manne müsse sich angenehm zuhören lassen." Alles gerade das Gegenteil bei Stäudlin.

Für Die, welche in Göttingen ihrem theologischen Studio mit Liebe und Eifer oblagen, war es ein elektrischer Schlag, als 1825 der erste Teil der Kirchengeschichte von Neander erschien. Es ging von Mund zu Mund die Frage: „Hast du das Buch gelesen? Was sagst du dazu?" Sahen wir uns auf dem Spaziergange, oder waren wir an einem Orte der Erholung: unser Gespräch war — Neander. Wie hat Schreiber dieser Zeilen gejubelt über dieses Buch! „Hinweg", hieß es, „mit Stäudlin! Siehst du, das lebt Alles, was dir bei Stäudlin wie ein todter Buchstabe vorkam. Siehst du, lebendig tritt dir an den Männern selbst, als lebenden Persönlichkeiten, ihre Lehre entgegen, die dir wie ein längst verstorbenes Wort gegeben worden ist." Und nun das Christentum selbst, — wie der Alles durchdringende und umsetzende Sauerteig tritt es vor Allem zuerst ein in die Menschheit der damaligen Zeit, und wir erleben mit, wie die Kirche Christi sich gründet und gestaltet. Gerade dies war es, was mich besonders an das Buch fesselte. Ja, Neander hatte christliches Leben; seinen Ausspruch: „Pectus est, quod theologum facit" — fühlte man durch; er konnte wieder beleben, welches Stäudlin nicht konnte, da er solches Leben nicht hatte. Wenn ich die mageren Worte Stäudlin's in meinem kirchengeschichtlichen Hefte über das erste ökumenische Konzil nachlese und sie mit Neander's Schilderung desselben Gegenstandes vergleiche, — dann muß ich klagend

ausrufen: „O, wie bist du betrogen!“ — Ich hätte voraussetzungslos in Stäudlin's Kollegium für christliche Moral kommen müssen; dann hätte ich es wol nicht so bald verlassen. Wie ich zu diesem Kollegium kam, mag Manchem wol ein Lächeln abgewinnen; aber ich schreibe aus der Erinnerung eines 20järigen Jünglings, und da ist denn Alles wol nicht halt- und annehmbar. Mit großer Freude und Erwartung ging ich zu diesem Kollegium. Meine vorgefaßte Ansicht war kurz die: ich hatte mir eingeredet, Stäudlin werde zeigen, wie aus dem Glauben an Jesum Christum, an dieses heilige und vollkommene Leben, sich bei den Menschen unter den verschiedensten Verhältnissen dieses Leben Christi werde bilden und nach außen hin zeigen. Ich erwartete, wenn ich so sagen darf, eine dramatische Entwickelung dessen, was man christliches Leben nennt, an den verschiedenen Lebensverhältnissen und zwar von dem einen Grunde, von Christo, aus. Das ist, sehr mangelhaft ausgesprochen, das, was der Geheime Rat und Domdechant Hirscher*) in seiner christlichen Moral zu erreichen sucht, nämlich die Verwirklichung des Reiches Gottes in der Menschheit, oder daß das, was der ächte Christ sein und thun soll, nur dadurch gegeben wird, daß man

*) Ich weiß wohl, daß Hirscher Katholik ist; aber er ist Katholik in ächt evangelischer Gesinnung, und ich habe von ihm gelernt, welches ich dankbar bekenne. Dem Grundsatze bin ich fern: „catholica sunt, — non leguntur“.

das sittliche Leben, wie es organisch aus seinem Principe, dem Reiche Gottes, hervorgeht, wie es alle Kräfte des Menschen durchdringt und alle Verhältnisse desselben weiht, getreu kopirt. Statt dessen ging Stäudlin vom Menschen aus und suchte aus ihm eine höchste Idee zu entwickeln, um sich zu derselben hinaufzuarbeiten und zu vervollkommnen. Doch kann ich Genaueres darüber nicht angeben. Unmutig über das Oberflächliche und Zusammengestoppelte, was Stäudlin uns bot, zerriß ich die Hefte über die Moral und brach seine Vorlesung ab. Sie fehlen mir also, um Näheres andeuten zu können. Recht gut weiß ich aber noch, wie sehr es mich verdroß, wenn Stäudlin in seinem Vortrage sagte: „Das sagt Jesus Christus auch." Also dienten Christi Aussprüche ihm nur dazu, um seine eigenen damit zu belegen. Er sagte aber nicht: weil Christus das sagt, so sage ich es auch. Hier ist etwas Faktisches, welches wider ihn zeugt; Andere haben in wissenschaftlicher Hinsicht ihn beurteilt und das Urteil fällt nicht zu seinen Gunsten aus. Ich erinnere nur an das, was der Oberkonsistorialrat D. Tholuck in der Erklärung der Bergpredigt über Stäudlin's Monographie auf dem Gebiete der Moral bemerkt. Stäudlin starb, als er die Vorlesungen über die Moral noch nicht beendigt hatte. Sein Schwiegersohn, der zweite Universitätsprediger, Dr. Hemsen, setzte sie fort, allein in einer solchen Weise, daß das Kollegium, wie ich gehört

habe, aufflog. Hatte Stäudlin schon gelangweilt, so Hemsen noch mehr dadurch, daß er während der Vorlesung aus den Heften seines Schwiegervaters das Nötige heraussuchte und sich so die Stunde der Vorlesung hindurchstümperte. Stäudlin's Tod fand unter den Theologie Studirenden keine Teilnahme. Und doch halte ich dafür, daß sein Charakter ein ehrenwerter war. Große Einfalt und Biederkeit besaß er; auch Frömmigkeit fehlte seinem Herzen nicht. Der Mann hätte über das Heilige nicht witzeln und nicht spötteln können. Er ist der Einzige unter den theologischen Professoren gewesen, die ich gesehn, in dessen Stube ein Christusbild hing. Möge er erwacht sein zu dessen Bilde!! — Die Hefte über christliche Dogmatik, die ich in seinen Vorlesungen über dieselbe geschrieben, hatten dasselbe Schicksal, wie die über christliche Moral. Nicht Stäudlin's, sondern die Dogmatik unserer Kirche wollte ich kennen lernen. Und die erhielt ich nicht. Zu meiner Beschämung muß ich bekennen, daß ich damals die symbolischen Bücher unserer Kirche nicht kannte; erst im Jare 1830, als die 300järige Uebergabe der augsburgischen Konfession in den evangelisch-lutherischen Ländern kirchlich gefeiert wurde, erschienen Abdrücke derselben, und erst da wurde ich mit dem Hauptpanier unsrer Kirche bekannt. Während ich aber Dogmatik bei Stäudlin hörte, schloß ich so: der evangelisch-lutherischen Kirche gehörst du an, wozu soll dir denn ein System der

christlichen Lehre dienen, welches Stäudlin sich aufgebaut hat? Du mußt das Dogma so kennen lernen, wie es unsre Kirche gibt, darauf mußt du fest stehn. Das aber erhielt ich nicht — und so brach ich diese Vorlesungen ab. Wie sehr würde ich es Dem Dank gewußt haben, der mir damals Klein's Darstellung des dogmatischen Systems unsrer Kirche in die Hände gegeben hätte; statt dessen saß ich da in meiner Stube mit Bretschneider's systematischer Entwickelung der dogmatischen Begriffe und nahm zu meinem großen Schaden auf Empfehlung Andrer noch hinzu: Wegscheider's Institutionen, wodurch ich von der Lehre unsrer Kirche gänzlich abgebracht und in meinem Glaubensleben gestört wurde. Erst nach meinem Abgange von der Universität im Jare 1828 erschien Hase's Hutterus redivivus, und damit wußte ich zu meiner Freude, was unsre Kirche lehre.

Johann Philipp Trefurt.

Er gehört eigentlich nicht zu den gelehrten Theologen; ich wollte, ich könnte sagen: er gehört zu den Christen in Stilling's Sinn. In den Erinnerungen an Joh. Conr. Maurer schreibt dieser, indem er 1791 die Universität Göttingen bezogen, in seinem ersten Brief an seinen Freund Georg Müller: „Ueberhaupt treffen wir hier gelehrte Theologen, aber, wie Stilling uns sagte, keine Christen

an.“ *) Trefurt war Rationalist von der stärksten Färbung. Meine Bemerkungen über ihn beziehen sich nur auf das, was er uns während der Vorlesungen über Katechetik — wie er sie nannte: religiöse Katechetik — und wie er sich selbst gab. Im Uebrigen enthalte ich mich jedes Urteils über ihn und erwähne seiner hier ganz besonders nur deshalb, weil er mir Veranlassung gab, mit dem Studium der Theologie abzuschließen und dem geistlichen Stande zu entsagen. Schon mein erstes Zusammentreffen mit ihm machte auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck. Er mußte damals schon über 60 Jare hinaus sein; doch war er noch beweglich genug. Eine süßliche Freundlichkeit ging von ihm aus. Als ich zu ihm in's Zimmer trat, waren vor mir zwei Mitstudirende eingetreten; den einen derselben überschüttete er mit dieser Freundlichkeit. „Sie, den Sohn eines so achtungsvollen Vaters freue ich mich zu sehn; gewiß werden Sie in seine Fußstapfen treten.“ — In seinem Kollegium drehte es sich hauptsächlich um die Form, wie er ja auch seinen Kommentar zum hannover'schen Landeskatechismus vom Jar 1791 einen tabellarischen nennt. Die Katechetik, welche ich bei ihm im Wintersemester von 1826 auf 1827 hörte, war sehr zalreich besucht; ich hatte Nr. 46, aber damit war die Zal der Hörenden noch nicht beendigt. Das

*) Vgl. Tholuck's Litt. Anz., Nr. 36, Jarg. 1843, S. 287.

hatte einen schlechten Klang, was Trefurt hören ließ; aber wie waren auch die Hörenden beschaffen?! Unter der großen Zal derselben, wie viele waren denn da, die verlangten, zu erfaren, wie die positiven Lehren des Christentums in die Seelen der Kinder gelegt werden sollten?! Als Trefurt fragte, nachdem er die Theorie über Katechetik mitgeteilt und zum Practicum überging, wer von uns ein dogmatisches oder moralisches pensum catecheticum zu haben wünsche, da waren unter der großen Zal seiner Zuhörer nur vier, welche sich ein dogmatisches ausbaten, — und das schien ihm wol zu gefallen. Ihm war die Katechetik nichts andres, als die Kunst den Verstand zu bilden, mit seinen eigenen Worten: „Eine Katechisation ist eine Unterweisung der Anfänger, welche vermittelst der Fragen unter Benützung der darauf gegebenen Antworten eine fruchtbare Erkenntniß sittlich-religiöser Wahrheiten in die Seele bringt." Woher aber diese sittlich-religiösen Wahrheiten genommen werden sollen, — davon kein Wort. Wie ganz anders Palmer in seiner „evangelischen Katechetik"; 2. Aufl., S. 33 ff. Wie ganz anders Hirscher?! Freut man sich nicht schon, wenn man den Titel seines Lehrbuchs liest? „Katechetik, oder der Beruf des Seelsorgers, die ihm anvertraute Jugend im Christentum zu unterrichten und zu erziehn." Er sagt — ich kann mich nicht enthalten, seine Worte hier niederzuschreiben —: „Die Kate-

chetik ist die Wissenschaft von der Unterweisung der Anfänger im Christentume. Sie muß Belehrungen geben über den Stoff des christlichen Religionsunterrichts, sowie über die zweckmäßigste Form und Methode, nach welcher er erteilt werden soll, und zugleich die Mittel und Wege zeigen, wie er eindringlich und für das innere Leben der Schüler bildend werden soll. Denn das Ziel der Katechetik ist, den Unmündigen durch einen erziehenden Unterricht im Christentum zu wahren Christen zu bilden, das Christentum in ihr Innerstes einzupflanzen." Man höre dahingegen Trefurt. In § . 37 seiner Katechetik sagt er: „Der Begriff des Unterrichts überhaupt und des katechetischen insbesondere schreibt es dem Lehrer vor, nicht blos durch den materiellen Gehalt seines Vortrages, sondern auch durch die Stellung seiner Fragen die Denkkraft seiner Lehrlinge zu beschäftigen." Das ist Trefurt's Hauptziel, welches er gleich im Anfange seiner Katechetik, § 3 so ausspricht: „Die Katechisation und Katechetik will die Selbstthätigkeit des Verstandes der Anfänger durch geschickt gestellte Fragen wecken und befördern, indem dadurch der Geist zu einer Gegenwirkung veranlaßt, ja fast moralisch gezwungen wird, aus eigener Kraft das zu suchen und zu finden, was ihm sonst schon als gefunden nur geradehin vorgehalten wird." — Wie ganz anders stehn wir doch jetzt. Man

lese nur den Artikel „Katechese" im 3. Teile der Schmid'schen Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, S. 878. — Trefurt richtete die jungen Leute ab; sie wurden dressirt, geschickt Fragen zu stellen, effectvoll auf die Kinder einzuwirken, mit sonorer Stimme zu reden und äußerlich mit Würde aufzutreten. Er war Formalist; er war Komödiant. Ob die jungen Katecheten innerlich von der Wahrheit oder Lehre, die sie fragten, ergriffen und überzeugt waren, darauf sah er nicht, wenn nur mit einem Scheine von Frömmigkeit, mit äußerer angenommener Feierlichkeit die Sache betrieben wurde. Das verletzte mich tief. Also, dachte ich, dahin soll es mit Dir kommen, daß du dich wie eine Maschine einrichten läßt und in den Dingen, welche die höchsten und heiligsten sind, dich wie ein Lügner und Betrüger verhältst und das noch oben darein Kindern in ihrer Unbefangenheit gegenüber. Du sollst ihnen etwas vormachen, wovon Du selbst nichts hast und dem dein Herz ganz fern und fremd ist; du sollst dich verstellen und dabei in frommen und gesalbten Worten reden. Das erfüllte mich mit solchem Widerwillen gegen Trefurt und ließ mich mir selbst so verächtlich erscheinen, wenn ich mich dazu hergäbe, daß ich in dem Entschluß bestärkt wurde, Trefurt's Auditorium nicht wieder zu betreten und mich vom Studium der Theologie abzuwenden. Aufrichtigkeit des Herzens ist Gott lieb, und lieber kein

Theolog, als einer mit unaufrichtigem Herzen. Mit großer Zustimmung habe ich späterhin das gelesen, was Henrik Steffens in seinem Büchlein „Wie ich wieder Lutheraner wurde" u. s. w., S. 61 sagt: „Von einem angeborenen Widerwillen wurde ich gegen jede äußere, nichtige, aus einer inneren Lüge entsprungene Form getrieben. Ich ahnte damals noch nicht, daß wenige Jare später dieser Haß gegen die äußere Manier, ihre abstoßende Förmlichkeit und angelernte Salbung — dieser Pharisäismus der Geistlichkeit, der in meiner Jugend so grell hervortrat, auch da noch, als die neuern Ansichten zu herrschen anfingen — ein Hauptmotiv für mich werden sollte, dem geistlichen Stande zu entsagen." Als an mich die Reihe gekommen war, mein pensum catecheticum zu halten, haben ein Paar meiner Bekannten, die mit mir an dem Kollegio Teil nahmen, bemerkt, ich studire nicht mehr Theologie, worauf Trefurt mir noch einige Worte nachgeredet, wie gut es sei, frühzeitig zu erkennen, wozu man angelegt sei. Einigen mir näher Stehenden habe ich die Frage vorgelegt: „Sträubt sich nicht euer ganzes Innere dagegen, nur äußerlich fertig in etwas zu erscheinen, wovon euer Herz gar nichts hat, auch in keiner Hinsicht Teil daran nimmt?" Sie gaben mir zur Antwort: „Unsre Lage hindert uns; geben wir aber das Kollegium bei Trefurt auf, so bekommen wir keine Anstellung; denn wir müssen ein pensum catecheticum, nach Tre-

furt's Weise disponirt, schriftlich einreichen und mündlich halten." „Nun gut", pflegte ich zu sagen; „dann disponirt nur nicht so ausfürlich, daß euch die lateinischen, griechischen und hebräischen Buchstaben fehlen oder vielmehr nicht ausreichen; denn ich sehe, Trefurt muß dieselben in seinem tabellarischen Kommentare zu eurem Landeskatechismus anwenden, um seine Haupt- und Unter-Unter-Unterabteilungen bezeichnen zu können." — Er hat ein hohes Alter erreicht; wenn ich nicht irre, ist er im Dezember 1841 gestorben. Große Veränderungen sind in den 13 Jaren von meinem Weggange von Göttingen bis zu seinem Tode mit den Professoren der Theologie daselbst vorgegangen, ob auch innerlich mit ihm? — Wie sehr will ich wünschen, daß er noch erkannt hat, seine Theorie der Katechetik sei auf Sand gebaut gewesen. Doch hat er noch einen Sänger gefunden, der seinen Namen nennt in einer Dichtung zur Säcularfeier der Georgia Augusta im Jare 1837 und zwar nicht aus Rücksicht, sondern aus eigenem Antriebe. In dieser Dichtung werden die Professoren gefeiert, über die ich klage und klagen muß. Der Verfasser derselben, 1843 Hauptpastor zu St. Nicolai in Flensburg, Aschenfeldt*), der unter dem Einfluß des Rationalismus aufgewachsen, sagt:

*) Sein „Geistl. Saitenspiel zur häusl. Erbauung" wird im Ganzen günstig beurteilt. Vgl. Tholuck's Litter. Anzeiger, Jarg. 1843, Nr. 36.

„Dort schlummert Eichhorn reich an Geist und Gaben,
Dem sich das heil'ge (??) Morgenland erschloß,
Ein Schatz des Wissens ist mit ihm begraben:
Wol dem (??), der seiner Weisung froh genoß; —
Und hier, wo sie Stäudlin versenket haben,
Von dessen Lippen holde Weisheit (??) floß,
Sei den Verklärten auch von mir zu Ehren
Des Dankes Zoll gebracht in stillen Zähren."

Weiterhin noch heißt es:

„Pott, Heeren, Dahlmann, Trefurt — all' die Lieben,
Für die mein Herz mit Dank und Ehrfurcht schlägt"
u. s. w.

Gottlieb Jakob Planck.

Bei dem älteren Planck habe ich nur Ein Kollegium besucht im Wintersemester von 1825 auf 1826. Er trug darin vor die historische und vergleichende Darstellung der dogmatischen Systeme unsrer verschiedenen christlichen Hauptparteien. Da ich den alten ehrwürdigen Mann gar nicht verstehn konnte, nutzte mir das Zuhören nichts; ein Vierteljar verging, ehe ich dahin gekommen war, jedes Wort fast zu vernehmen. Seine Stimme war heiser, dumpf und so schwach, daß die größte Anstrengung erfordert wurde, um ihn zu verstehn. Sein Mund bewegte sich; er trug aber kein Wort zu dem von ihm entfernt Sitzenden. Sehe ich das mir aufbewahrte und von mir niedergeschriebene Heft an, so muß ich lä-

cheln, was und wie ich geschrieben habe. Was ist aus den etwas seltsam klingenden Namen der Verfasser des catechismus romanus, eines Egidio Foscarari und eines Francisco Fureïro, geworden? Aus dem Namen des dritten Verfassers, dem Leonardo Marino, habe ich Leo Montzarinus und aus dem Egidio Foscarari habe ich Endivius Voscaranus gemacht, von Francisco Fureïro steht nur der Vorname. Lücke sagt in seinem biographischen Versuche, Planck sei im Jare 1827 eine sinkende Sonne gewesen. Das ist wahr. Die ihm näher gestanden, die sich seines persönlichen Umganges damals zu erfreuen gehabt, die mögen ihm wol noch Etwas zu verdanken haben; für sein Auditorium aber konnte er wenig oder nichts mehr sein. Wir haben nach seinem theologischen Standpunct gefragt. Der war für uns schwer zu finden; eben, weil er, wie Neander in der Dedication des vierten Teiles der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche sehr treffend bemerkt, nach seiner milden, liebreichen Weise das suum cuique in der Geschichte vorzüglich geltend machte. Wie sehr er darauf Bedacht nahm, sieht man aus seiner historischen und vergleichenden Darstellung. Wie sorgfältig prüft er jede Lehre der verschiedenen christlichen Hauptparteien; wie ängstlich sucht er zu rechtfertigen, was sich nicht gut rechtfertigen läßt. So namentlich da, wo er das System der neueren Theologie (des Rationalismus) mit dem unsrigen vergleicht, dem da-

maligen rationalen Supranaturalismus. Bemerkenswert erscheint mir eine Aeußerung in seiner vergleichenden Darstellung. Er fragt: „Worin kann denn die christliche Religiosität allein bestehn? Christlich religiös kann nur Der heißen, der sich mit innerem lebendigem Triebe gedrungen fühlt, den Geboten Jesu als göttlichen Gesetzen zu folgen; der in Jesu das höchste Ideal uud das vollkommenste Muster der gottgefälligen Heiligkeit erblickt und Ihm ähnlich zu werden alle seine Gesinnungen und Handlungen nach Ihm zu bilden strebt. Um nun jenen Trieb im Menschen zu wecken, mag freilich die Ueberzeugung allein von der Wahrheit seiner Lehren nicht hinreichen; dies bleibt gewiß, daß Glaube bei den Menschen vorhanden sein muß; aber es ist undenkbar, daß es zu einem lebhaften Drange bei dem Menschen kommen kann, sich Jesu Muster zum Vorbilde zu machen, wenn er nicht klar Alles erkannt hat." Und so stellte sich der alte würdige Mann zu den rationellen Supernaturalisten. Nach langem und ermüdendem Hin- und Herreden kommt er zu dem Schlusse (die Worte habe ich in meinem Hefte dick unterstrichen): „Man darf bestimmt behaupten, daß die Ansicht des rationellen Supernaturalismus nicht nur zum aufgeklärteren, sondern auch zum besseren Christen mache." Um sich davon zu überzeugen, daß Planck diesen Standpunct eingenommen hat, lese man die Briefe des Professors Dr. Schott zu Jena

über Religion und christlichen Offenbarungsglauben aus dem Jare 1826, gerade in dem Jare, in welchem Planck seine Vorlesung über das System der verschiedenen christlichen Hauptparteien hielt, Briefe, die Schott dem Konsistorialrat Dr. Planck dedicirt hat, und man wird finden, daß der theologische Standpunct beider ganz derselbe ist, indem Schott seine Denkart als rationalen Supernaturalismus oder als vernunftmäßigen Glauben an die Offenbarung in Christo bezeichnet. Wie wird sich aber der ehrwürdige Planck verwundert haben, als der so tief-ernste, mir so liebe und so früh mir genommene Professor Wilhelm Steiger im Jare 1830 seine Kritik des Rationalismus, namentlich in Wegscheider's Dogmatik, herausgab und hier mit festen entschiedenen Streichen das Unhaltbare und Schädliche des Rationalismus aufdeckte, den Planck nach seiner milden Weise in Schutz genommen hatte. Vierzig Jare sind verflossen, indem ich dies schreibe, und mein Herz ist bewegt, indem ich an jene Universitätszeit denke. Gern sähe ich Planck in einem andern Lichte, als worin ich ihn sehe und in welchem er sich selbst zeigt; gern hätte ich von seinem Sterbebette noch ein Bekenntniß des Glaubens an seinen Heiland, gern noch einen Trostspruch gehört, — aber nein. Sanft ist sein Lebenslicht erloschen. Das Bild in Lücke's biographischem Versuch, welches vornan steht, ist getroffen; noch sehe ich den alten Mann, hoch gewachsen und mit ziemlich starkem

Oberkörper in raschen, kurzen Schritten mit etwas hoch aufgehobenen Füßen nach seinem großen, äußerlich dunkeln Hause gehen; noch in alter Tracht, in Kniehosen und mit beschnallten Schuhen; im Winter mit einem kurzen dunkeln Mantel bekleidet. Aber ich wollte lieber, ich trüge sein Bild in einem dankbaren Herzen. Dem ist leider nicht so. Was ich am Anfange dieses Abschnittes über die Hauptlehrer der Theologie der damaligen Zeit gesagt habe, das sage ich auch am Schlusse desselben über sie. Es hat Jemand gesagt: „Willst den Dichter du verstehen, mußt in Dichters Land du gehn." Das fehlte in geistlicher Hinsicht den Professoren der Theologie zu Göttingen zu meiner Zeit. Sie gingen nicht auf den Wegen des heiligen Geistes und, von ihm innerlich nicht erneuert und geheiligt, verstanden sie auch seine Sprache nicht und konnten nicht zeugen von dem Leben, das von ihm ausgeht, und nicht in dasselbe einfüren.

Friedrich Bouterwek.

Auch der Hofrat und Professor Bouterwek hatte schon die Sechzig erreicht, als ich Zuhörer seiner Vorlesungen über Aesthetik war. Im Ganzen hielten die Studirenden etwas auf ihn. Das Kollegium über Aesthetik war ein zalreich besuchtes. Bouterwek's Persönlichkeit aber machte einen unangenehmen Eindruck. Nur von mittlerer Größe mit schlichtem in's

Angesicht reichendem schwarzem Hare und mit völliger Gehörlosigkeit und deßhalb auch ohne Ausdruck in seinem Wesen entzog man sich ihm lieber, als daß man sich ihm nahete. „Du mußt mit dem Fuße unten an die Stubentür stoßen, wenn du zu ihm eingelassen sein willst" — hatte mir ein Bekannter gesagt —, „sonst hört er es nicht." Das aber unterließ ich; ich klopfte an; als ich aber kein Zeichen zum Eintreten erhielt, öffnete ich etwas die Tür; er sah es und ließ mich näher treten. Auf einen Zettel hatte ich geschrieben, was ich bei ihm zu hören wünsche. Er las und schrieb die Nummer des Platzes, die ich einnehmen sollte. Fast regungslos stand er vor mir; ein Blick zur Seite fiel auf eine lebensgroße Statue, es war Apollo. Welcher Kontrast! Apollo konnte hier nichts ersetzen; entweder — oder: man hätte lachen oder weinen können, wenn man diesen Kontrast sah. Am unangenehmsten war mir Bouterwek's Gegenwart im Kollegio. Zwei mit der Zeit langöselig und dunkel brennende Talglichte standen auf beiden Endseiten des Katheders; regungslos, wie ein Bild aus Stein saß er etwas erhöht da; das über die Stirn reichende schwarze schlichte Har, das farb- und ausdruckslose Angesicht, die abgebrochenen Worte, die er, überbückend in sein Heft, sprach, — dies Alles machte mich zuweilen ganz untüchtig, ihm in seinem Vortrage zu folgen. Ein seltenes Mißgeschick waltete über seine Kinder: der älteste und späterhin verloren

gegangene Sohn war verwachsen; die älteste Tochter, ein sonst in ihrer leiblichen Bildung angenehmes Mädchen, hatte nur Ein Auge und trug über dem fehlenden eine schwarze Binde. Schon zu meiner Zeit redete man nicht gut von dem früheren Wandel Bouterwek's; „eine wilde Vergangenheit" — sagte man — „hat ihm und seinen Kindern so geschadet". Es sei fern, daraus Folgerungen zu machen. Aber welche Phasen ist Bouterwek durchlaufen! „Sein ganzer Bildungsgang ist eigentlich die Geschichte einer Verzweiflung, auf speculativem Wege der höchsten Wahrheit mächtig zu werden. Als Knabe orthodox-religiös, verfiel er als Gymnasiast dem Skepticismus. Seine religiösen Skrupel begrub er als Student in einem reformirten Epikureismus. Wie wenig Energie Bouterwek's philosophischem Denken innewohnte, beweist seine nachherige Hingabe an den unschuldigen Denker Feder, welcher keine andre Notwendigkeit der menschlichen Erkenntniß und Wahrheit gelten ließ, als diejenige, welche sich auf Gefühl und Wahrnehmung gründe. Der Einfluß von Feder's praktischer Philosophie steigerte den Epikureismus des jungen Bouterwek zum Determinismus, worin alles Heilige einem System der Genußsucht und des Materialismus geopfert ward. Als er auch hierhin keinen Gott fand, sah man ihn in rascher Aufeinanderfolge der Zeiten als Juristen, Advocaten, Dichter und Philosophen debütiren. — Als literarischer Landstreicher zu

Gleim gelangt und von demselben unterstützt, war er nach Berlin geraten, wo er mit Kant's Kritik der reinen Vernunft nähere Bekanntschaft machte. Während der Beschäftigung mit dem gewaltigen Denker erlag dessen Scharfsinne sein eigener bis zur völligen Hingabe. Gleichwol sah er verschiedenen phantastischen Rückfällen in das poetische Treiben sich ausgesetzt. Nach Beschwichtigung der philosophischen Stürme und nachdem er zu erkennen geglaubt, wie viel weniger die Wissenschaft leisten könne, als sie verspreche, hatte er sich der Jakobi'schen Gefühlsgläubigkeit, als dem ihm naturgemäßesten philosophischen Elemente anvertraut und hielt dabei aus bis zum Abschlusse seines Laufes." — So äußert sich über Bouterwek der Verfasser des Werkes: „Glaubenslehrjare eines im Protestantismus erzogenen Christen", S. 8 u. 9*). Was Bouterwek in jüngeren Jaren gewesen ist, geben seine Gedichte, welche sein Freund Karl Reinhard 1801 herausgab, deutlich zu erkennen. Diese Gedichte waren eigentlich nur für Reinhard bestimmt, welcher sie nach erhaltener Erlaubniß veröffentlichte. Was finden wir denn in diesen Gedichten? Bouterwek ist resignirt.

---

*) Der Herr Verfasser des Werkes spricht sich sehr wahr über die Georgia-Augusta innerhalb der Jare aus, die ich dort zugebracht habe. Durch das ganze Werk geht eine sehr ehrenwerte Gesinnung hindurch, und jungen Studirenden ist dasselbe gewiß sehr zu empfehlen.

Seine Gedichte fallen in den Zeitraum vom 20. bis 30. Lebensjare, und gerade in der schönsten Zeit seines Lebens bietet ihm die Gegenwart nur leeren Wahn, nur Täuschung; er findet sich darein mit Verstimmung und bitterer Klage. In dem Gedichte, „Stoicismus“ überschrieben, heißt es:

„Die wahre Welt, in der wir leben,
Ist unser Herz. Was dieses in sich schließt,
Ist Wirklichkeit. Nur Traum ist alles Streben
Nach dem, was draußen ist und wie ein Duft zerfließt.“

In einem andern Gedichte, „Die Aussicht bei Nacht“, fragt der Dichter und gibt sich Antwort:

„Was ist unser Wachen? Was ist Träumen?
Weist du's, Prüfer, der die Wahrheit sucht?
Auf der Täuschung Wunderblüten-Bäumen
Wächst des Menschenlebens schönste Frucht.
— — — — — — — — — — —
Denn ein Grab, mit Blumen überstreut,
Ist für aufgeklärte Hoffnungslose
Diese ganze Erdenherrlichkeit.“

Trotzdem wohnt aber doch ein stolzes Selbstgefühl in dem Herzen des Dichters, nicht ohne eine gewisse edle Beimischung. So in dem Liede: „Der Mann für uns“:

„Wer fein docirt mit kühlem Blut
Von Menschenlieb' und Pflicht,
Der ist wohl für die Kanzel gut;
Doch wir verstehn ihn nicht.

Wen Bückling, Titel, Rang und Geld
Zum großen Manne macht,
Wol ihm, wenn er sich selbst gefällt!
Hier wird er ausgelacht.

Wer seinen Wert verschweigen kann
Und sich zu freuen weiß,
Der ist, der ist für uns ein Mann!
Der komm' in unsern Kreis!"

Das leere Konvenienzleben ist ihm lächerlich, ekel und unerwünscht. In dem Gedicht: „Vaterlehre" sagt er: „Sei stolz mein Sohn, in dieser Welt der Kindeseitelkeit!" — Für ein Jenseits — denn von dem Jenseits, von welchem der Christ sagt: „ich weiß", kann hier nicht die Rede sein — hat Bouterwek keine Hoffnung. In dem Liede „Der Kirchhof" sagt er von sich selbst: „Ich voran, voll irrender Gefühle, wankte in das unbekannte Land" und dann: „Ruft ein Wandrer, der sich müde spähte, nach dem Lande, wo die Ruhe wohnt".

Den philosophischen Standpunct, welchen Bouterwek zu meiner Studienzeit einnahm, bezeichnet Tennemann in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie so: „Die Philosophie hat ihm die Aufgabe durch apodiktische Trennung des Scheins von der Wahrheit das Rätsel der Dinge und der Bestimmung des Menschen, so weit dies selbständig durch menschliche Vernunft gelöst werden kann, zu lösen." Er wollte alle Erkenntniß und Ueberzeugung nicht aus

Begriffen und Formeln schöpfen, weil man so nie zu einem lebendigen Wissen gelange. Er nahm deßhalb ein absolutes Sein an, das selbst keinen Grund hat und welches allem Empfinden und Denken zum Grunde liegt. Dieses absolute Sein kann nicht durch Denken gefunden werden, weil alles Denken dasselbe voraussetzt. Dies ist Bouterwek's Apodiktik. — Zu meiner Studienzeit gab er das Werk „Religion der Vernunft" heraus. Nur von Einzelnen wurde es wirklich durchstudirt. Ich selbst habe kein eigenes Urteil darüber; entsinne mich aber wol, daß Urteilsfähige sich dahin äußerten: Bouterwek bleibe noch immer von dem christlichen Offenbarungsglauben weit entfernt, und könne es nicht gut vertragen, daß Männer, wie Steffens und Eschenmayer, zu demselben zurückkehrten. Eben gerade wegen seines philosophischen Standpunctes konnte ich nicht Geschichte der Philosophie bei ihm hören. Von einzelnen Bekannten vernahm ich, wie Bouterwek gar nicht solche Männer, wie Anselm von Canterbury und die andern großen christlichen Denker verstehe. „Davon, daß es die Aufgabe der großen Denker des Mittelalters gewesen, das Christliche als rational zu erreichen und das wahrhaft Rationale als christlich, hatte Bouterwek keine Ahnung. Das strenge Festhalten dieser Philosophen an den christlichen Lehrsätzen und der kirchlichen Ueberlieferung erachtete er sogar für einen Mangel, der ihnen den Flug des freien Denkens gelähmt."

So sagt der Verfasser jenes von mir angefürten Werkes „Glaubenslehrjare", S. 33, und setzt S. 36 hinzu: „Was unserm Lehrer die Philosophie des Mittelalters war, erfuren wir wol; allein was sie selber war und leistete, blieb uns wie ihm verborgen, und Keiner unter uns hatte auch nur eine leise Ahnung davon, wie dieselbe ihre Ebenbürtigkeit mit früheren und späteren philosophischen Bestrebungen mit Leichtigkeit nachzuweisen im Stande sei. Vermag es eine Wissenschaft, in das Christentum auf dem Wege denkenden Tiefsinnes einzuleiten, so ist es die verlästerte scholastische. Keiner unter uns Allen genoß dieses Glück, das selbst unserm würdigen Lehrer versagt blieb." — Ueber Luther und dessen Verdienste hinsichtlich des Kirchenliedes urteilte er ganz nach der Weise eines gewöhnlichen Rationalisten. Für einen Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes hielt er Luther nicht; nur um seine moralischen und religiösen Gefühle auszusprechen, habe er die Poesie gewält, die ihm sonst ganz gleichgültig gewesen sei. Für das weltliche Lied habe man damals nichts gethan und die lyrische Poesie der Deutschen sei nur im Kirchenliede kultivirt worden. Mit einer gewissen Geringschätzung und spöttelnd ließ er sich vernehmen, daß „Jedermann in Deutschland, der Verse machen zu können geglaubt, auch wenn er übrigens auf Dichtertalent keinen Anspruch hätte machen können, nach seinem Glaubenssystem Kirchenlieder verfaßte. Gelehrte und Ungelehrte,

Theologen, Juristen und Aerzte, Fürsten und Herren, auch Fürstinnen und Damen hätten Beiträge zu den christlichen Gesangbüchern geliefert, so daß die Zal der christlichen Kirchenlieder in deutscher Sprache in den ersten Decennien des achtzehnten Jarhunderts sich über 33,000 belaufen habe." (Vgl. „Glaubensjare", S. 389.) Dabei klagt Bouterwek über den überspannten Rigorismus der Sittlichkeit, der das poetische Interesse verfälscht hätte, um das religiöse und moralische geltend zu machen. — Wie belebend, wie erhebend würden Bouterwek's Vorlesungen über Aesthetik gewesen sein, wenn er die Werke der Dichter, namentlich deutscher, entwickelt und ihren Einfluß auf ihre und die folgende Zeit gezeigt hätte; statt dessen haspelte er am trockenen Faden die verschiedenen Dichtungsarten in dem besondern Teile seiner Aesthetik ab und beschäftigte sich mehr mit griechischen, lateinischen und den Dichtern der romanischen Sprachen, als mit den unsrigen. Er kam über Eschenburg nicht hinaus. Die Göttinger akademische Jugend zu meiner Zeit war wirklich nicht angefroren. Wie hat der Professor Saalfeld, der nicht zu den nennenswerten Historikern gehört, die akademische Jugend um sich versammelt, als er Vorträge hielt über den Tyrolerkrieg von 1809! Und diese Vorträge wurden nicht einmal in dem rechten Freiheitssinne gehalten; genug aber, man sieht, wenn nur ein agens da war, — an Bewegung fehlte es nicht. Wie schön, wie segensreich auf ein jugendliches

Gemüt hätte Bouterwek durch die Dichterwerke der Deutschen wirken können, hätte er verstanden, Leben hineinzubringen! oder richtiger gesagt: wenn er verstanden hätte, das Leben auf uns einwirken zu lassen, das in ihnen quellte. Am 22. März 1827 brach er seine Vorlesungen über Aesthetik ab; er schloß nicht. In einem Anhängsel über „schöne Prosa“ sprach er zuletzt über deutsche Kanzelberedsamkeit und wer wurde uns da blos dem Namen nach genannt? Tauler, Gailer von Kaisersberg, Luther und Abraham a Santa Clara; letzterer bekam die Bemerkung, er sei in seinen Predigten gemein geworden. Damit entfernte sich Bouterwek. „Du hast umsonst gehört“; — mit den Worten verließ ich das Kollegium, um Bouterwek nicht wieder zu sehen. Wenn ich einen Zeitgenossen Bouterwek's, Wachler, nennen darf, wie ganz anders schließt der seine Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, wenn auch in seiner Weise. Einen solchen Gegenstand ein halbes Jar behandelt zu haben, Aesthetik; gesprochen zu haben über die schönsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes und zwar zu einer lebensfrischen Jugend, — und dann so abzubrechen, wie Bouterwek abbrach, das zeugt von keinem Leben, welches man für Andre hat. Als er von der epischen Dichtungsart sprach, erwähnte er das Lied der Nibelungen. „Es ist aus deutschen Volksliedern entstanden“ — sagte er — „und hat in seinem Stile eine auffallende

Aehnlichkeit mit der homerischen Iliade; kann aber mit ihr nicht in eine Reihe gestellt werden; es gehört zu den trefflichen Werken, welche das Mittelalter uns hinterlassen hat." Das war das Ganze; nun saß ein junges Gemüt erwartungsvoll da und hoffte zu hören von der musterhaften Anordnung und Ausfürung, von dem erhabenen Inhalt desselben, wie es auf festem geschichtlichem Boden ruhe und wie es uns zeige das Leben und Wirken der Deutschen in dem Zeitalter einer großen Weltbegebenheit, der Völkerwanderung rc. Aber von dem Allen — nichts. Bürger in seinem Standbilde in Seelen's Garten vor dem Albanitore konnten wir täglich vor Augen haben, und er gehörte durch sein Leben doch auch der Göttinger Universität an; aber kein Wort Bouterwek's über ihn brachte uns ihn erst recht nahe. Er sagte blos: „Bürger's Balladen sind das Beste unter seinen Poesieen, — aber mit Unterschied. Seine Leonore, ein Gespenstermärchen, wirkte unendlich. Jung und Alt lernte sie auswendig, und wer sie nicht kannte, galt für einen Ignoranten." Von Schiller sagte Bouterwek hinsichtlich dieser Dichtungsart blos: er sei nicht zur Volkspoesie berufen; von Goethe's Braut von Corinth blos: sie sei vortrefflich. Ebenso mager wurden wir abgespeist, als Bouterwek von der dramatischen Dichtungsart sprach, und was hätte er uns da nicht über Goethe und Schiller sagen können!? Und der Mann hatte Apollo in seiner Stube; aber der war von Bronze.

Was mein Studium betrifft, so hatte ich im Allgemeinen dasselbe für die bestimmten drei Jare so geordnet: im ersten Jare sollte nur Exegese getrieben werden; im zweiten sollte mich die systematische Theologie und im dritten die praktische beschäftigen. Die Bibel war die Grundlage meines Studiums; an derselben, als an Gottes Offenbarung, durfte durchaus nicht gerüttelt werden. Als ich das erkannte, daß die Göttinger Professoren der Theologie zu meiner Zeit aus der Bibel machten, was sie wollten, da hatte ich mit ihnen gebrochen; denn es erschien mir als das Allerwidersinnigste, ein Pastor zu werden, der die Gemeinen lehren solle, was die Bibel nicht sei; da ich hingegen das für die Aufgabe des Pastors hielt, den Gemeinen zu zeigen, was wir durch die Bibel, wie sie sich giebt, werden sollen. Mir war das Wort Gottes damals schon der Sauerteig, den ein Weib bringt in drei Scheffel Mehls, und das Schwert des Geistes, das durchdringen muß Seel', Geist und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Pauli Worte an den Timotheus standen schon damals vor meiner Seele: „Predige das Wort; halte an, es sei zu rechter Zeit, oder zur Unzeit; strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre.“ (2 Tim. 4, 2.) Recht lebhaft erinnere ich mich noch eines Abends, an welchem wir bei einem Theologie Studirenden versammelt waren; unser Gespräch bezog sich auf das Er-

lösungswerk und auf die Gottheit Christi, wovon man in damaliger Zeit eben nicht viel redete. Die Meisten waren Zweifler und Gegner jener Lehren. Nachdem hin- und hergeredet und von Einzelnen auch gespöttelt war, stand ich auf und sagte: „Fasset diese Liebe in's Herz, in welcher Christus das Erlösungswerk vollbracht hat, und ihr werdet nicht zweifeln an Seiner Gottheit." Damit ging ich weg. — Genau eingeteilt war meine Zeit für mein Studium und wurde auch genau gehalten. Das erste Jar meiner Studienzeit bin ich wenig unter die Studirenden gegangen; ich kannte keinen Vergnügungsort, und einer meiner näheren Bekannten pflegte zu sagen: „Du kannst deinen Namen nennen; Keiner kennt dich und weiß etwas von dir." (Er dachte schalkhaft auch an die Universitäts-Jäger, die sogenannten „Schnurren".) Um 5 Uhr Morgens stand ich auf, auch im Winter, kleidete mich dann sehr warm, weil früher als 6 Uhr die Oefen nicht geheizt wurden, weswegen ich zuweilen in meinem ersten Semester mit dem Hausknecht uneinig wurde, der oft später als 6 Uhr meinen Ofen bedachte. Bis 8 Uhr arbeitete ich, genoß dann mein Morgenbrod und ging um 9 bis 12 in's Kollegium. Im ersten Semester aß ich ganz gegen Göttinger Weise um 1 Uhr zu Mittag und ging von 12 bis 1 Uhr um den Wall. Ich konnte mich von dieser Mittagsstunde nicht gut trennen; in Gedanken aß ich zusammen mit Mutter und

Geschwistern in dieser Stunde. Am Nachmittage arbeitete ich bis 4 Uhr, trank dann eine Tasse Kaffee, ging von 5 bis 6 um den Wall, im Winter früher, oder auch in's Kollegium, je nachdem die Herren lasen. Am Abend wurde bis 7 gearbeitet, dann etwas gegessen und darauf bis 10 gearbeitet; von 10 bis 11 las ich Etwas zu meiner Erholung, besonders gern Shakespeare, aber mit dem Lexikon zur Hand, denn diese Lectüre war auch zugleich eine Sprachübung. Nie habe ich einen unreinen Roman gelesen; ein innerer Widerwille hielt mich davon ab. Der Geist, welcher zu meiner Zeit unter den Studirenden herrschte, war kein guter; mögen Einzelne ihren Studien mit Fleiß obgelegen haben, bei Vielen war dies nicht der Fall; was aber besonders schadete und ein jugendliches Gemüt verwüstete, das war der fleischliche Sinn, der sich in Wort und Wandel kund gab. Ein mir recht nahe stehender Bekannter, ein Jurist, der das Universitätsleben kannte, es aber auch in seinen niederen Sphären haßte, hat mir oft gesagt: „Freue dich, daß du in keine Korpsverbindung getreten bist; das Leben in unsern Zusammenkünften ist höchst oberflächlich und gemein; entweder törichten Gesprächen oder Paukereien, oder Trunk und Spiel zugewendet, ja mit argen Obscönitäten verbunden.“ *) Ein französ-

*) Höchst nachteiligen Einfluß hatte das Hazardspiel, das in der Studentensprache sogenannte „Hühnern“. Es wurde bei

sischer Schriftsteller — seinen Namen kann ich nicht nennen — schildert das Leben des Herzogs=Regenten Philipp II. von Orleans, eines Brudersohnes Ludwig's XIV., dieses Auswurfs der Menschheit, in den niedrigsten Lüsten versunken und von den schändlichsten Menschen umgeben, und legt ihm doch noch „honneur„ bei, ein Wort, das in Paris, wie in ganz Frankreich eine besondere Bedeutung hatte und noch hat. Denn von jenem Lasterdiener, dem Herzog=Regenten, sagt er: „Cette âme dégradée conservait néanmoins une partie saine, un ressort énergique, c'était ‚l'honneur'." So konnte man auch zu meiner Zeit von manchem Göttinger Studenten sagen, der ein Rauf= und Saufbruder war, aber darin ein Heldentum suchte, welches „honneur" genannt wurde. Mit dem aufrichtigsten Bedauern habe ich mich in Göttingen von Schulgenossen abgewendet, die sich rühmten, das sechste Gebot in Cassel übertreten zu haben, und nun erst wüßten, was recht zu leben bedeute. Nie habe ich mit diesen einen Umgang wieder angeknüpft. Schlüpfrige und unzüchtige Bücher wurden gesucht und am liebsten gelesen; so namentlich Casanova's Memoiren, die damals grade in deutscher Uebersetzung erschienen, auch des Aesthetikers Bouterwek „Graf Donamar", jenes Buch voll unreiner

verschlossenen Türen getrieben. Ich kenne Studirende, die sich davon unterhalten und Aufwand gemacht haben.

Liebe, in welchem der Charakter des Grafen St. Julien noch einer der besseren ist, das mir in die Hände fiel, und von welchem ich mir nichts Nachteiliges versprach, weil Bouterwek Verfasser war, das aber bei mir den Feuertod gefunden hat. Walter Scott's Romane boten sich wirklich als Gegengift dar. Es war damals recht ihre Zeit und sie haben manchen bessern Jüngling vor dem Lesen unzüchtiger Bücher bewahrt. Die breite Darstellung in denselben konnte man wol überwinden, weil man sich angezogen fühlte durch die überaus genaue Schilderung der früheren Zeiten und Sitten, gegen welche letztere Scott nie einen Verstoß begeht. — Sehr schmerzlich war es mir, grade unter den Theologie Studirenden so Manche zu finden, die sich durch Gemeinheiten auszeichneten, öffentlich, aber besonders privatim. Ich habe Theologie Studirende in Zuständen gesehn, die ich mich schäme zu beschreiben; daher waren sie auch so verachtet. Oh, das ist ein „Bonze", hieß es, und damit war alles Geringschätzende und Verächtliche gesagt, das man nur aussprechen wollte. In der Korpsverbindung Hoya-Bremensia habe ich

---

*) Auch wurden Briefe gelesen, die der Historiker Woltmann geschrieben. Der genauere Titel ist mir entfallen. Man las diese Briefe aber nur um der lüsternen Stellen willen, die sich in ihnen befanden. Ich glaube, der Titel heißt: „Diplomatie und Liebe".

Einzelne kennen gelernt, die mit Liebe und Eifer ihrem Studio zugethan waren. Einer derselben, weiß ich, ist noch am Leben; er ist mir im guten Andenken geblieben; ihm sage ich hier meinen herzlichen Gruß. Auch des Hamburgers, Pastors Dr. Geffcken, erinnere ich mich, welcher damals, ich glaube zu seiner Doctor-Promotion, die Historia Semipelagianismi antiquissima schrieb. Ich entsinne mich noch recht gut, mit welcher Freude er mir mitteilte, daß der erste Bogen in Druck gegeben sei.*) Wie verfallen das religiöse Leben in der Studentenwelt war, kann man daraus ersehn, daß am Weihnachtsfest gefragt wurde: „Wie schlagen wir diese Tage todt? Wie wollen wir sie hinbringen?“ Und wie brachte man sie hin? Hinter dem Spiel- und Trinktisch. Wie ist das in neuerer Zeit so ganz anders geworden! Haben Theologie Studirende in Erlangen mir doch erzält, wie auf Anregung des ehrwürdigen und geliebten Vaters Karl von Raumer, in dessen Hause immer ein Christbaum geschmückt wurde, auch die Studirenden sich Christbäume zubereitet, sich unter einander beschenkt, namentlich mit Büchern, und geistliche Lieder gesungen haben. Wer dachte an so Etwas zu meiner Studienzeit?! — Es gab sehr unangenehme Erschei-

*) Zurückgezogen lebte der am 19. Juni 1844 so früh als Konsistorialrat gestorbene Aug. Weibezahn, so viel geliebt und so hoch geachtet und so tief und allgemein betrauert.

nungen unter den Studirenden, aber die widerwärtigste und häßlichste war der aus dem Leben so gottlos und viehisch geschiedene Hektor Bouterwek, der Sohn des Hofrats und Professors Bouterwek zu Göttingen. Schiefschulterig gewachsen, ging er schlotterig einher, und man sah seinem Antlitze das rohe und wüste Treiben an, und zwar ein Treiben im niederen Sinnengenuß. — In einer solchen Atmosphäre fühlte ich mich nicht wol; von außen her fand ich gar keinen Antrieb zum Studium, — und die Professoren der Theologie wußten ihn nicht zu wecken. Oft habe ich mich späterhin gefragt: „Warum ist dir gar nichts bekannt geworden von den theologischen Schätzen der früheren Zeit, von einem Johannes Arnd, von einem Christian Scriver u. s. w.? Warum seid ihr von euren Professoren gar nicht aufmerksam gemacht auf die exegetischen Werke Luther's, Calvin's u. A.?" Alle jene Schätze waren doch da. Jetzt kann ich mir die Frage beantworten. Wie man damals nichts wußte und wissen wollte von einer Bach'schen Passion und lieber die tändelnde Musik einer neuen Rossini'schen Oper hörte, wie damals der „Diebischen Elster", so waren den überklugen Rationalisten der damaligen Zeit alle jene theologischen Schätze der frühern Zeit verdeckt; sie wollten nichts davon wissen und hielten es wol gar für schädlich, uns auf dieselben aufmerksam zu machen.

Was meine exegetischen Studien betrifft, so

hatte ich mir vorgenommen, nicht blos nachzuschreiben, was der Professor im Kollegio vortrug, sondern mich vorher stets genau auf das vorzutragende Pensum vorzubereiten. Dazu verschaffte ich mir die nötigen Mittel. Vom Bücherantiquar Schneider & Otto kaufte ich mir eine wolfeile Ausgabe des alten und neuen Testaments; zerlegte dieselbe in einzelne Blätter und nahm die des betreffenden Buches, über welches gelesen wurde, in meiner Schreibmappe mit in's Kollegium, um achtsam den Docenten verfolgen zu können; denn meine schönen Bibelausgaben (für's alte Testament Everhardi van der Hooght Biblia hebraica mit Sebastiani Schmidii lateinischer Uebersetzung und für's neue Testament die große Griesbach'sche Ausgabe) wollte ich dazu nicht hergeben. Für den Galaterbrief nahm ich Winer's lateinische Interpretation desselben. Er war ja eben kein Führer in den Lehrinhalt des Briefes, aber er half mir doch zu einer schnelleren Auffassung dessen, was der Prof. Planck jun. sagte. Zudem freute ich mich seiner lateinischen Abfassung; denn, wenn ich auch für mich arbeitete, wurde doch Alles, was ich mir sagte, lateinisch gesagt. Das Kollegien-Heft über die kleinen Briefe Pauli, welches ich noch besitze, ist am Rande so mit lateinischen Bemerkungen übersäet, daß kaum ein weißer Fleck hervortritt. Um aber nicht Barbarismen in meinem Lateinisch-Sprechen und -Schreiben vorkommen zu lassen, schaffte ich mir

vom Antiquar einen Antibarbarus an, nämlich: Janus' philologisches Lexikon der reinen und zierlichen Latinität. — Wie viel würde ich darum gegeben haben, wenn ich damals nur einen solchen Kommentar über die Propheten gehabt hätte, wie Dr. Joachim Lange's „Prophetisches Licht und Recht". In demselben hat man Auslegung der Prophetie. Schon über seine Devise freut man sich, welche lautet: „Alles, und in Allem Christus", und darunter: „Je länger, je lieber". Bei Pott, welcher in meinem ersten Semester über den Propheten Jesaja las, konnte ich nicht ausdauern. Ich mußte leider sagen: „Je länger, je übler." Wie ich schon bemerkt habe, kam er über die Clavis, welche der Heidelberger Paulus zum Jesaja geschrieben, nicht hinaus. Ja, ich konnte es ihm einmal nachweisen, daß er eine Unrichtigkeit in dieser Clavis, die ich bemerkt, ganz unbekümmert seinen Zuhörern vortrug, ohne sie zu ändern. Aus einem solchen Verfaren läßt sich doch schließen, daß Pott, was diese Vorlesung betraf, ein ganz gleichgültiger, oder ein dummer Mann war, einem solchen Propheten gegenüber. Ich mußte bei ihm abbrechen, namentlich als ich Jes. 53 von ihm ausgelegt gehört hatte. Doch konnte ich mich darüber nicht beruhigen; deßhalb ging ich am Abend des Tages, an welchem ich mich von Pott losgesagt hatte, zu meinem Hausgenossen, zum Doctor und Privatdocenten Reiche. Mit ihm sprach ich offen

über Pott's Art, die Weissagungen über den Messias auszulegen. Pott's Ansicht war die: ein Mann, wie Jesaja, könne 700 Jare vor Christi Geburt nichts über denselben sagen oder schreiben; deßhalb gebe es auch keine Weissagungen im Jesaja auf Christum. Der Dr. Reiche war ein sehr lebensfroher Mann, damals zurückgekehrt von einer Reise in die Schweiz und Italien, die er als Educator mit einem jungen Studirenden gemacht hatte; er liebte Musik und spielte selbst sehr fertig und geschickt Klavier. Zuweilen sprudelte es bei ihm über; doch hielt er an sich bei meiner Klage über Pott. Ein Privatdocent wie er durfte wol nicht mit vollem Winde gegen einen Herrn Konsistorialrat faren. Er sagte ziemlich ruhig und gelassen: „Der Geist Gottes in seiner Wirksamkeit ist an keine Zeit gebunden; heißt es doch: ‚Bin ich nicht ein Gott, der nahe und der ferne ist.‘ Beim Geiste Gottes in Seiner Wirksamkeit zälen wir nicht nach Jahrhunderten und am wenigsten bei den Propheten, die von Gott dazu berufen waren, zu zeugen von dem kommenden Erretter.“ Für diese Worte bin ich dem Dr. Reiche dankbar geblieben. Um meine jesajanischen Studien aber fortzusetzen, schaffte ich mir den teueren Kommentar zu diesem Propheten vom Konsistorialrat Dr. Gesenius an. Jedenfalls war ich durch ihn besser beraten, als durch Pott. Den Propheten lernte ich durch ihn nicht kennen; dazu will Gesenius auch nicht verhelfen,

denn er selbst nennt seinen Kommentar philosophisch-kritisch und historisch. Aber in die Zeitverhältnisse, die der Prophet berührt, läßt er sehr genaue Blicke thun, — ob immer richtige, das steht in Frage. Genug, — ich hatte ein Werk durchzuarbeiten, das mit großem Fleiß abgefaßt war, woran es Pott gar sehr fehlte. Um der hebräischen Grammatik genug zu thun, hatte ich, etwas bedeckt durch die Gardinen, auf einem halben Bogen eine Tabelle angebracht, auf welcher die Suffixa des Verbi nach der einen Fensterseite und die Lesezeichen und Accente nach der andren angegeben waren, damit ich beide beim Auf- und Niedergehn in der Stube vor Augen hatte, weil es mir schwer wurde, dieselben recht fest zu behalten. — Weil ich mich vorher genau vorbereitete, schrieb ich in den exegetischen Vorlesungen sehr wenig; für Pott's Kollegium hatte ich überdies ja das Buch zu Hause, aus welchem seine Weisheit floß. Eins vermißte ich in diesen Vorlesungen so sehr, es war dies: Keiner der Professoren der Theologie gab zuvor einen kurzen und klaren Ueberblick über den biblischen Brief oder über das biblische Buch, über welches er las, welches doch, wie namentlich beim Hiob und bei den neutestamentlichen Briefen, erforderlich ist, um den Studirenden das Verständniß zu erleichtern und die Teilnahme zu erhöhen. Statt dessen lasen die Professoren ihre Hefte wie ein Buch ab; langsam schleppten sich die Studirenden hinterdrein und einem Jeden blieb

es überlassen, wie viel er sich von dem Vortrage zum Verständniß des zu behandelnden Buches oder Briefes aneignen könne. Etwas Todteres und Eintönigeres kann man sich nicht vorstellen, als eine exegetische Vorlesung aus jener Zeit. Man hatte einen lebenden Menschen vor sich stehen und von dem, was er gab, lebte Nichts und wurde auch Nichts bei den Hörern lebendig. So saß ich zu Hause bei den Synoptikern. Pott las über sie; aber was er las, genügte mir nicht. Wo nun aber Hülfe finden? Da schaffte ich mir für 12 Thlr. Kuinoel's Commentaria in libros novi Testamenti historicos, 4 Teile, in dritter Auflage an. In leichtem, gefälligem, wenn auch nicht in classischem Latein geschrieben, wurden sie von mir gebraucht, um mich im Lateinischsprechen zu fördern. Kuinoel stellt die Erklärungsversuche der Ausleger klar und übersichtlich zusammen und beurteilt sie; seine neutestamentliche Philologie gehört aber ganz der älteren Zeit an und ist nicht besser als die, welche Schleusner in seinem neutestamentlichen Lexikon gibt. Pott's Kollegienheft besitze ich nicht mehr; aber das weiß ich: Jesu Wunder erklärte er nach der Weise des Heidelberger Paulus, und so wurde des Menschen Sohn zu einem Taschenspieler erniedrigt, seine Gotthheit aber weggeläugnet. Was hatten wir nun vom Leben Jesu?*)

---

*) Nicht versagen kann ich mir, die vortrefflichen Worte Ullmann's aus seiner Vorrede „über die Sündlosigkeit Jesu"

Kuinoel gab in dieser Hinsicht auch Nichts. Wie Schlaf fördernd die Lectüre dieses Kommentars wirkte, erfur ich zu meinem Schaden durch einen Bekannten, welchem ich den vierten Teil geliehen hatte. Er brachte ihn mir nach längerer Zeit wieder mit der Bemerkung, daß ich nicht böse werden möchte, er sei über dem Studiren in diesem Kommentar eingeschlafen; während dessen müsse ein Funke der Lampe abgesprungen sein und das Buch an den Ecken abgebrannt haben; er freue sich, daß er noch zeitig durch den schwelenden Geruch aufgeweckt worden sei. Der Druck war noch nicht beschädigt; aber ich sah: in dem Buche brennt kein himmlisches Feuer, sonst wäre sicherlich das irdische von ihm abgehalten. Pott war der Ansicht, was die Uebereinstimmung der Synoptiker betrifft, daß sie aus einer evangelischen Urschrift geschöpft haben müssen; das lag ihm sehr fern, uns

---

hier anzufüren: „Der Ernst des Lebens wird Jedem kommen, wenigstens wird der nie ein wahrer Theologe werden, dem er nicht kommt; aber wol Jedem, der, wenn die Ideale der Jugend zerrinnen und nur noch als freundliche Morgenträume in der Erinnerung leben, dann schon ein andres Ideal gefunden hat, das nicht vergehen und erlöschen kann, weil es wahrhaftig und wirklich ist, weil es gelebt hat und ewig lebt! ein Ideal, welches rein und erhaben, aber doch nicht ein fernes und fremdes Bild sondern ein milder, liebevoller Freund ist, uns innig nahe, wirkend in aller Menschen Herzen, in aller Menschen Seelen. Dieses unvergängliche Wirklichkeitsideal wünschte ich manchem empfänglichen Gemüte näher zu bringen."

darauf hinzuweisen, daß die Apostel vor der Gemeine gelehrt, daß sie in Anordnung des Stoffes eine bestimmte Folge beobachtet und daß sich so unter der Leitung des Geistes Gottes gleichsam ein mündliches Urevangelium gebildet habe, aus welchem jeder der vier Evangelisten je nach dem Zwecke, welcher ihm vorschwebte, sein Evangelium hergeleitet habe. Welch' heilige Pflicht hatte hier Pott, uns junge Seelen recht fest zu stellen auf dem festen prophetischen Wort, das hier selbst zu uns redet und in menschlicher, ja Knechts-Gestalt sich so nahe zu uns thut. Da war das Herz manches Jünglings, das teils darauf wartete, teils solcher Darstellung sich würde aufgeschlossen haben. Pott hat viel versäumt und viel verschuldet. Wie ich hier an Pott und Kuinoel keine Genüge fand, so saß ich bei Rosenmüller's Scholien und Severin Vater's geistlosem Kommentar über den Pentateuch, als ich bei Eichhorn in meinem zweiten Semester die Vorlesungen über die Genesis besuchte. Was ich bei Eichhorn niedergeschrieben habe, besitze ich nicht mehr, kann also auch nicht genau referiren; in welchem Geiste er aber las, sieht man aus dem, was ich schon über ihn angefürt erhabe. Gelehrsamkeit fand sich wol in den Rosenmüller'schen Scholien, um die es mir nicht allein zu thun war; Worte, nichts als Worte, möchte ich auch wol wie Jener sagen, die lagen hier aufgehäuft und angesammelt; wo aber traf ich Etwas über die Be-

deutung dieses Buches, des ersten in der schriftlichen Offenbarung Gottes? Mein Gefühl, das sich in mir regte, veranlaßt durch den Vater'schen Kommentar, war dieses: wie in jenem Kommentare, soviel mir dies gegenwärtig ist, immer Bruchstücke angegeben sind, so kam es mir vor, als würde hier zerstückelt und abgebrochen, wo Gottes Schöpfung vor unsern Augen sich entfaltet und zu einem Ganzen geordnet wird. Sommerabende waren es, die ich beim Studio dieser Kommentare zubrachte; auf meine Bücher und auf meine Seele fiel aber nichts von dem hellen Lichte, das mich umleuchtete; recht traurig, recht unbefriedigt und leer bin ich spät von meinem Sitze aufgestanden. Und als ich mir Eichhorn's Urgeschichte angeschafft hatte und die eifrig durchsuchte, — was fand ich denn da? Viel gelehrtes Gerede; aber Nichts, was mich zur Genesis näher gestellt und in die Absicht eingefürt hätte, in welcher sie abgefaßt ist. Der Professor Vater starb 1826; ich habe ihn nicht betrauert; seine Worte erstarben, sowie ich sie las.

Was mein Studium der systematischen Theologie betrifft, so habe ich darüber schon Andeutungen gegeben; ich komme darauf später noch zurück. Schlimm stand es für mich hinsichtlich der praktischen Theologie. Mit Pott hatte ich völlig gebrochen — und nun las kein andrer Professor damals Homiletik, kein andrer leitete das homiletische Seminar als er. Nach Berlin zu gehen, war mir zugestanden von meinem Onkel.

Neander und Schleiermacher hätte ich gern gehört; aber Berlin selbst und das Leben dort und die Umgebungen, — dies hielt mich ab hinzugehn; auch hatte ich Freundschaftsbande in Göttingen, die mich nicht ließen, und Göttingen mit seinen Umgebungen hatte viel Anziehendes. Da bin ich oft lieber gewandert, als gesessen in den Hörsälen, wo man sich langweilte. Zu Pott mußte ich also wieder, wenn ich Homiletik hören und Teilnehmer am homiletischen Seminar werden wollte. Das ist mir außerordentlich schwer geworden. Mit Widerwillen sah ich den Mann, mit Widerwillen hörte ich ihn. Im Voraus sagte ich mir: du bleibst Pott's Zuhörer nicht bis zum Schluß des Kollegiums; — und so ist es auch gekommen. Im 12. Paragraphen seiner Homiletik über die Behandlung fixirter Perikopen brach ich ab. Er sprach nämlich gegen die fixirten Perikopen und gab an, wie man die Gemeinen von der Anhänglichkeit an dieselben entwöhnen könne. Zu welchem κήρυγμα über Christum konnte Pott uns auch wol anleiten, er, der sich über Christum, was Auferstehung und Himmelfart betrifft, so aussprach: „Auferstanden aus dem Grabe ist Christus nicht; die Jünger in ihrer arglosen Eingenommenheit für Ihn reden davon, und aufgefaren gen Himmel ist Er auch nicht, sondern er hat sich in die Wüste zurückgezogen, um seine letzten Athemzüge nicht vor seinen Jüngern zu thun"? Damit aber machte Pott das κήρυγμα über Christum völlig

zu nichte. Als höchstes Princip der Homiletik stellt er Folgendes auf: „Laß deine selbst empfundene echt christliche Religiosität so vor christlichen Zuhörern in Sprache überströmen, daß sie zu einer sich durch die That offenbarenden Religiosität erhoben werde.“ Wir können nur bitten, daß Gott solche Prediger von der Kanzel lassen wolle, die ihre selbst empfundene echt christliche Religiosität in Sprache überströmen lassen; denn das Echt-Christliche ist ja bei Pott etwas Selbstgemachtes, aber nicht historische Wahrheit, durch welche gerade, nach Theremin's Angaben (Bd. VIII seiner Predigten, Vorrede, S. IV), die Predigt den Vorzug vor den Andachts- oder Erbauungsbüchern erhält. — Unter den Mustern guter Prediger wurde uns von Pott sogar ein von Calm, aber kein Theremin, kein Claus Harms genannt. In der Geschichte der Homiletik äußert er sich über Johann Arnd so: „Durch Arnd, Generalsuperintendent des Fürstentums Lüneburg, ward viel geleistet. Er sah ein, daß die Polemik auf der Kanzel übel angebracht sei. Dieser fromme und geistreiche Mann bot daher Alles auf, um den öffentlichen Religionsvortrag praktisch und auf das Herz anwendbar zu machen; möchte er nur etwas weniger Mystiker gewesen sein.“ Fast ebenso sprach er sich über Spener aus. „Spener“ — sagte er — „sprach schriftgemäß, sprach faßlich, fern von aller Polemik, fern von aller scholastischen Gelehrsamkeit. Ebenso auch seine Schüler; nur mischten sie

doch noch alle zu viel Mystik ein und suchten nur das Herz zu rühren, nicht den Verstand zu belehren." Mit wahrer Freude erwähnt er dann das Auftreten des Philosophen Christ. von Wolf, welcher den Verstand der Menschen wieder in die Rechte des Selbstdenkens gesetzt und philosophischen Geist verbreitet hätte. Wir wissen aber recht gut, daß die Kanzelredner durch ihn Formalisten geworden sind, und wie man bei der Erklärung einzelner Wörter stehen blieb und den tieferen Gehalt des biblischen Textes entschwinden ließ. Pott hätte sich durch Theremin belehren lassen sollen; denn der hatte damals, als ich studirte, schon sein Buch herausgegeben: „Die Beredsamkeit eine Tugend", ein Buch, in welchem er dazu anleitet, einen Reichtum von Gedanken dem biblischen Texte zu entnehmen. Und wie Theremin selbst über den biblischen Text gearbeitet, um die Predigt zu schaffen, darüber eine Aeußerung aus seinem Munde. Ein Besuchender tritt zu ihm ein, während er mit Ausarbeitung der Predigt beschäftigt ist. „O, laissez-moi tranquille, je me trouve dans les horreurs de la composition!" ruft er ihm entgegen. Aus diesen horreurs kann man sehn, wie ein Mann wie Theremin es ernst und gründlich genommen hat. Pott war durch und durch Formalist, aber nicht Komödiant, wie Trefurt in der Katechetik. Das Eingangsgebet zur Predigt mußten wir nach folgendem Schema bilden: es muß ausgehn von der

Würdigung des ihm zu Grunde liegenden Bedürfnisses; diese Würdigung*) muß den Wunsch erzeugen, es zu besitzen; der Wunsch muß sich erheben zum Entschlusse, es sich zu verschaffen, und der Entschluß muß befestigt werden durch die Erflehung des göttlichen Beistandes. Diese kurzen Gedankensätze wurden bis in's Kleinste ausgefürt und zwischen Würdigung und Wunsch konnten wir auch noch eine Selbstanklage einschalten, die Pott für die Tugend (unsre Tugend) sehr fruchtbar hielt.

Unter meinen Bekannten, deren Zal nicht groß war, standen mir zwei besonders nahe; beide haben, wenn auch nicht grade Einfluß auf mein Studium gehabt, doch an demselben Teil genommen; beide sind mir früh durch den Tod entrissen, der Eine, der mit mir ein gleiches Studium hatte, sehr früh, der Andere, Jurist, zehn Jare später; der eine ist seit 41, der andere seit 30 Jaren mir genommen; nie aber habe ich sie aus dem Andenken verloren und in stillen Stunden mich mit ihnen beschäftigt. Der Theolog — sein Name „Theodor" hat schon einen guten Klang — war klein von Statur, zart gebaut, sein blondes Har lag schlicht um das feine runde Antlitz mit den geröteten Wangen; das Augenlicht leuchtete nicht mehr hell, nächtliches Studiren hatte

*) Das zu würdigende Bedürfniß mußte aus dem Thema genommen werden.

es angegriffen und trotz meiner Bitten, sich zu schonen, ließ er sich in diesem Puncte nicht raten, indem er meinte, er sei ganz auf sich angewiesen und er müsse deßhalb die Zeit auskaufen. Er beachtete es nicht, wenn ich ihm sagte: „Nur in einem gesunden Leibe kannst du etwas Tüchtiges leisten; trachte nicht zu sehr nach Gelehrsamkeit.“ Grade dahin stand sein Verlangen. Er war, was sittliches Verhalten und seine Gesinnung betrifft, eine anima candida, ein reiner Jüngling, soweit man das von einem Adams-Kinde sagen kann und darf. Im Rotwälsch der Studenten drückte er sich nie aus, und wenn mein Uebermut etwas rege ward, so sah er mich ernst an, strafte mich auch wol. Sein Fehler war Eitelkeit; er arbeitete nicht blos aus Lust an der Wissenschaft; er arbeitete auch, um im Examen zu glänzen und im Kandidaten-Examen die erste Klasse mit Auszeichnung zu erhalten. Er hat sie erhalten; aber ein Jar nachher ergriff ihn ein schleichendes, zehrendes Fieber, und im Herbst 1831 haben ihn die Seinen fern, recht fern von mir zur Gruft bestattet. Gesehn habe ich ihn noch vor seinem Ende; aber wie verändert! Mit gebrochener Kraft gab er noch Unterricht; er wollte sich nicht zur Ruhe begeben; denn, meinte er, unter dem Unterrichte höbe sich seine Kraft. Dem aber war nicht so; seiner zarten Konstitution hatte er zu viel zugemutet. Auf seinem Sterbebette hat er sich noch zu meiner großen Freude seines in mancher Hinsicht

eitlen Strebens angeklagt und es ausgesprochen, daß er dadurch Gott mißfällig geworden sei, und hat Gott um Vergebung angerufen. Abgesehn von dem, was Eitles sich seinem Studio beimischte, sitzt er noch vor mir mit dem soliden Fleiße, der Nichts übersehn, der Alles, was er zur Erklärung auftreiben konnte, durchforscht und in gutes Latein gebracht hatte, — und es spricht noch mein ganzes Herz zu ihm, wenn ich ihn mir denke in der vollen Hingabe an die Sache, die wir mit einander trieben. Wie innig, wie fest sind wir doch verbunden mit einer Seele, die mit uns im Worte Gottes gelebt, gearbeitet und geforscht! Wie wertvoll sind uns die Stunden geblieben, die wir so mit einander verlebt haben; ja, sie verkündigen uns etwas, wie Petrus sagt, „von der Herrlichkeit danach". Von den Kämpfen seines Göttinger Mitarbeiters hat er Nichts erfaren. — Wir lasen das Evangelium St. Johannis mit einander zweimal in der Woche; hatten aber keine andern exegetischen Hülfsmittel als unsere Kollegienhefte und Kuinoel's Kommentar zu diesem Evangelio. Wir sprachen nur lateinisch mit einander, auch bei unserer gewöhnlichen Unterhaltung, weßhalb er bei seinem Kandidaten-Examen besonders wegen seiner Gewandtheit sich im klassischen Latein auszudrücken belobt worden ist. Lücke's Kommentar war damals schon erschienen; wir aber kannten ihn gar nicht; er war uns von unseren Professor legens auch nicht

empfolen. In grammatischer Hinsicht konnten wir wenig thun; Winer's Grammatik war damals eben an's Licht getreten; in archäologischer Hinsicht nutzte uns Winer's Reallexikon. Bei dem Reichtum an exegetischen Hülfsmitteln in gegenwärtiger Zeit wird es schwer, es sich zu denken, wie arm wir in damaliger Zeit daran waren. Hatten wir uns gegenseitig über eine Stelle im Johannes ausgesprochen und wir konnten uns nicht einigen in unseren Ansichten, so entschied Kuinoel. So liegen die mit einander durchgearbeiteten Hefte mir zur Seite. Hätten wir nur Lampe's Kommentar gehabt, wir würden zu einer ganz andren Ansicht über das johanneische Evangelium gekommen sein; wir aber kannten ihn nicht, und empfolen wurde er uns auch nicht. Aus der Kirchen- und Dogmengeschichte machten wir uns Auszüge; Stäudlin's Handbuch der allgemeinen Kirchen- und Augusti's Handbuch der Dogmengeschichte waren unsere Fürer. Unsere geschriebenen Auszüge steckten wir in die Tasche und auf unsern abgelegenen Spaziergängen fragten wir uns unser Pensum ab und wiederholten die wichtigsten Jareszalen mit ihren Begebenheiten. Einmal proponirte ich meinem fleißigen Mitarbeiter, ob wir nicht Tholuck's Kommentar zum Römerbriefe uns anschaffen wollten, welcher damals grade in der theologischen Welt Aufsehn machte, auf- und anregte; jedenfalls, sagte ich ihm, thäten wir besser daran, dies Werk zu studiren, als auf so steife

Weise Exegese zu treiben, wie wir es thäten. Da bekam er doch wirklich einen horror. Nein, nein, entgegnete er, mit solchen neuen Ideen, wie Tholuck sie aussprechen solle, könne er sich unmöglich befassen; dadurch wolle er sich auch nicht beirren lassen; er bleibe auf seinem alten exegetischen Wege. Daraus sieht man, wie schwer es hielt, daß jene vom Geiste Gottes erleuchteten uud von der Liebe Christi im Herzen erwärmten Gottesmänner auch bei den Besseren unter den Studirenden Eingang und Aufnahme fanden. Ich drang nicht weiter in ihn. Wir haben treu mit einander zusammen- und ausgehalten, bis für mich eine sehr wichtige Veränderung eintrat. —

Der Andre, der Jurist, war sehr eng mit mir verbunden. Als Schüler hatten wir in Einem Hause gewohnt und zwar in dem Hause seines Vaters, wetteiferten aber nicht in ein und derselben Klasse mit einander; denn, Ein Jar älter als ich, war er mir voraus und ging auch ein Jar früher zur Universitä als ich; im Lateinischen und Griechischen hat er mir geholfen; sehr wolhabend (er hätte von den Zinsen seines Vermögens späterhin leben können), besaß er die besten Ausgaben der römischen und griechischen Klassiker und ließ mich mit daran Teil nehmen. Er war ein feiner Jüngling, dem Gott die schönsten geistigen Gaben verliehen hatte, er war beweglichen Geistes, von scharfem Verstande, hatte ein leichtes Auffassungsvermögen und die Gabe des Witzes. Seine

äußerliche Erscheinung hatte nichts, wodurch sie sich vor Andren hätte bemerklich machen können. Aber er war ganz der Welt zugewandt, und das hat ihn unglücklich gemacht. Es lag zuweilen etwas Stürmisches in seinem Wesen und er konnte durch etwas, das ihn verstimmte, leidenschaftlich aufgeregt werden. Ehrenwert war er seiner Gesinnung nach; Unrecht konnte er nicht dulden, Unwahrheit hat er, so viel ich weiß, nie geredet, am Gelde hing er nicht, er war nur zu freigebig; er verachtete das Geld und den Geldsinn und späterhin ist er oft desselben so benötigt gewesen; alles Niedrige und Gemeine, das sich so leicht und viel in's Studentenleben einmischt, lag ihm fern, und bei allen seinen schweren Verirrungen in seinem späteren Leben ist er dieser seiner ehrenhaften Gesinnung getreu geblieben. Oft bin ich gefragt worden: „Wie kannst du mit ihm fertig werden; ihr seid doch ganz entgegengesetzte Naturen: er der flotteste Student, der das Leben mit vollen Zügen genießt, und du eingezogen, still und nicht von dieser Welt? Er ihr ganz zu- und du ihr ganz abgewandt; er scheinbar ungebunden in seinem ganzen Verhalten und du in demselben geregelt und geordnet? Von ihm weiß man nicht, ob er studirt, von dir aber wol; er der stets Heitere und du über die Maßen ernst?" Ja, was war es, was uns mit einander fest verband? Ihm, wie mir, war das gewöhnliche studentische Treiben verhaßt; es war ihm, wie mir zum

Ekel, und doch wie unbegreiflich zog ihn sein unruhiges, bewegliches Wesen in diesen Strudel dann und wann mit hinein. Edel und schön, nach dem Höchsten strebend, war er von Gott angelegt, und was hätte aus ihm werden, was hätte er leisten können, wenn seine Anlagen sich für das rechte, Gott wolgefällige Ziel hätten entwickeln können!? Ich hielt zu ihm und habe fest an ihm gehalten, weil ich hoffte, ihn warnen, ihn abhalten zu können von dem, was ihm das Verderben bereitete. Und das war die Demagogie, der Radicalismus. Schon damals spukte es in seinem Kopfe: die Könige müßten fort; das Volk könne sich selbst regieren; wir brauchten uns nicht bevormunden zu lassen 2c. Wenn er so redete, lebhaft redete, — da habe ich ihn gewarnt, ihn gebeten, sich von solchen Ideen nicht hinnehmen zu lassen und mit Fleiß sein jus zu treiben. Dann entgegnete er mir in seinem Eifer: „Was ich dir jetzt sage, das wird noch Alles in Erfüllung gehn", und mit Wallenstein's Worten bei Schiller sagte er über sich selbst:

„Mich schuf aus gröb'rem Stoffe die Natur,
Und die Begierde zieht mich zu der Erde";

die diesen Worten vorangehenden noch hinzusetzend:

„Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element." *)

*) „Wallenstein's Tod", 2. Auftritt, im 2. Aufzug.

An ihm habe ich es schmerzlich erfaren, wie die schönsten Anlagen, wie ein edles Streben völlig zu Grunde gehe, wenn man sich unausfürbaren Ansichten, die noch nicht einmal die nötige Reife haben, leidenschaftlich hingibt und überläßt, dadurch ein bestimmtes Lebensziel verliert und die uns in der menschlichen Gesellschaft gesetzten Schranken überschreitet. Mit wenigen Zügen gebe ich seinen Lebensgang an. Nach zurückgelegten Studien wurde er Oberlandesgerichts-Auscultator zu Paderborn. So lange ich auf Universitäten war, schrieb er mir von seinem Pader-Athen, wie er Paderborn nannte, und äußerte sich in aufgeregter Stimmung über das, was ihm von Seiten der Regierung mißfiel. Da kam das Jar 1830; es riß ihn in alle Unruhen und Stürme, die es brachte, hinein. Er glaubte sich am Ziele; sah seine Ideen realisirt; vergeudete sein großes Vermögen, so daß ihm nur ein kleiner Rest desselben blieb; verkaufte seine schöne Büchersammlung, und er, der schon zu dem Amte eines Friedensrichters stand, trat aus dem preußischen Staatsdienste. Aber nun wohin? Die politische Aufregung wurde beschwichtigt. Durch Konnexionen gelang es ihm, als Auditor bei einem hannover'schen Amte angestellt zu werden; weil jedoch eine solche Stellung eine lange Wartezeit erforderte, ehe der Staat den Dienenden salarirte, so konnte er bei seinen geschwächten Vermögensumständen in derselben nicht bleiben. Er wurde Advocat. Das

wußte ich: in dem Stande, der ihn in das menschliche Leben mit seinen schwärzesten Gebrechen blicken ließ, konnte er nicht ausdauern. Sein Vermögen zehrte er bis auf die letzten 100 Thlr. auf. Da wurde er Gehülfe bei einem hannover'schen Magistrate und er, der sonst so hoch stehende, der so edle Mann mußte unter Die sich stellen, die er weit übertraf. Er arbeitete zuletzt um den täglichen Groschen. Ein Jar vor seinem plötzlichen Tode sah ich ihn noch; ich lud ihn zu meiner Hochzeit 1842 ein, und zu meiner Freude kam er auch. Da sah ich ihn noch einmal in seinem angenehmen, im Umgange so feinen und in der Unterhaltung so gewinnenden Wesen. Er erzälte mir, was beachtenswert ist, daß er in Hamburg von dem Molo oder Kajen an der Elbe über Kopf hinuntergestürzt, aber gerettet sei; wie dann in einer Nacht, in welcher er bis 3 Uhr Morgens gearbeitet, der Schlaf ihn überwältigt habe; das Licht umgestürzt und ein tiefes Loch in den Fußboden neben seinen Papieren gebrannt sei. Sieh', sagte er, das Wasser will mich nicht, das Feuer will mich nicht; — aber ein Jar nachher sandte Gott ihm allein — denn Niemand wurde sonst ergriffen — die schwarzen Blattern. In einigen Tagen war er todt. Laut hat Gott mir damals gepredigt: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Und: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten; wer auf den Geist

säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten.“ So endete das Leben Dessen, dem schon als Student ein Vicomte de Cormerin und ein Armand Carrel mehr galten, als Gott und sein Wort.

Meinen still-fleißigen, frommen Theodor konnte er nicht leiden; er nannte ihn „den kleinen Diogenes in der Tonne“; ich nahm ihn in Schutz; aber er meinte, mein Mitarbeiter halte zu viel auf seine Gelehrsamkeit, welches aber meinem Urteil nach nicht der Fall war; denn ihn leitete große Bescheidenheit und er hielt eher an sich, als daß der sich hervorthat. Die Besuche meines juristischen Freundes waren eigener Art. Alle 14 Tage kam er zu mir; dann blieb er den Abend über bis 12 Uhr Mitternachts; eher ging er nie, und die Zeit ist uns nie lang geworden. Ein Thema, das er gern zur Sprache brachte, war die Frage: ob Tugend ohne Unsterblichkeit möglich sei. Ich sagte ihm: die wahre, freie Tugend nicht; denn die zeige sich darin, daß der Mensch den Willen Gottes in den seinen aufnehme und sich durch denselben bestimmen lasse; nur dadurch, daß der Mensch ein Leben nach dem Tode habe, könne er seine sittliche Vollendung erreichen, welches ihm ohne unsterbliches Leben nicht möglich sei. Nur dadurch, daß es ein Leben nach dem Tode gebe, fühle der Mensch sich gedrungen, seine sinnliche Natur der sittlichen unterzuordnen; welches er ohne Unsterblichlichkeit nicht brauche; denn dann könne er beiden Na-

turen gleichmäßig folgen, oder er könne, wie Epikur lehre, naturae convenienter vivere; dann müsse er sich bemühen in Klugheit glücklich zu sein, soweit sich das hier erreichen lasse; von freier Tugend könne man aber dann nicht reden; denn er würde dann sein Leben mit Tugenden instinktmäßig schmücken, wie der Baum sich schmücke mit Früchten. Er äußerte sich dann nicht weiter, wie er überhaupt gegen mich in seinen Aeußerungen sehr vorsichtig war; ich wußte, er that das aus Liebe zu mir; besonders wenn das Gespräch Glaubenssachen betraf. Es war mir, als wenn sein Inneres ihm sagte: ehre die fromme Gesinnung oder Ansicht deines Freundes. Zuweilen sagte er etwas wehmütig: „Ja, ich wollte, ich könnte so glauben, wie du!" Ob ich ihn überzeugt habe von dem, was ich ihm gesagt, weiß ich nicht. Viel beschäftigte uns auch Winckelmann's Geschichte der Kunst des Altertums. Schon auf der Schule hatte er Lessing's Laokoon gelesen über die Grenzen der Malerei und Poesie und wurde so, gleichsam wie von selbst, Winckelmann's Geschichte der Kunst zugefürt, da bekanntlich Lessing durch Winckelmann zu seinem Laokoon angeregt worden war. Er zog mich mit in diese ihm sehr liebe Beschäftigung hinein, und ich folgte ihm gern, hörte ihm auch gern zu, da durch diese mitternächtlichen Stunden mein Studium keinen Abbruch an Zeit erlitt. Winckelmann stand ihm sehr hoch, teils durch den Eifer, mit welchem er alle Hinder-

nisse und Hemmungen einer armen Jugend überwunden hatte, um sein Ziel zu erreichen, teils durch die völlig neue Anschauung der Kunst bei den Alten. „Man hat ja", sagte er in seiner jugendlich-frischen Begeisterung, „Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die unsern äußern Gesichtskreis erweitern, und das ist etwas Großes; aber Winckelmann erweitert unsern innern Gesichtskreis, indem er uns von den Gestaltungen der Kunst bei den Griechen und Römern zu dem Begriff der Schönheit hinfürt, den jene Völker in der Kunst haben verkörpern wollen. Das ist seine Entdeckung, und wie erhebt die! Was früher vor dir stand, wie ein todtes Werk in der Kunst, worüber du gelehrte Forschungen anstelltest, das belebt sich jetzt vor dir und redet eine Sprache, so edel, so wahr, daß Geist und Gemüt dadurch bewegt und erhoben werden.*) „Weißt du, was ‚schön' ist?" so fragte er mich. Unsere mitternächtlichen Stunden wurden durch unser Gespräch zuweilen recht laut. Ich goß etwas kaltes Wasser in das Feuer seiner Begeisterung für Winckelmann, indem ich letzteren für einen charakterlosen Menschen erklärte und behauptete, daß er als Christ einen niederen Standpunct einnehme. Diese meine Aeußerung brachte ihn fast außer

---

*) Ich besitze jetzt noch mehre Blätter von dem, was wir über Winckelmann u. s. w. gesprochen und das ich dem Papiere anvertraut habe.

sich. Charakterlos nannte ich Winckelmann, weil er sich weder als ein rechtes Glied unsrer evangelisch-lutherischen Kirche, noch als ein solches in der römisch-katholischen bewiesen, zu welcher er übergetreten war. Es sei ihm ganz gleichgültig gewesen, welcher Kirche er angehöre; denn die Ceremonien der katholischen Kirche habe er verlacht und über sie gespöttelt, und unsrer Kirche sei er ohne großen und schweren Kampf untreu geworden. Daß Winckelmann als Christ einen niederen Standpunct einnahm, suchte ich ihm dadurch nahe zu legen, daß ihm das Studium der Kunst mehr gegolten, als sein Christenglaube und damit auch seine Seligkeit; denn um dem Studium der Kunst zu Rom nachgehn und obliegen zu können, habe er den christlichen Glauben in seiner Wahrheit und Lauterkeit nicht berücksichtigt, und somit auch nach seiner Seligkeit nicht gefragt. — Er konnte nichts Erhebliches dagegen einwenden, sagte aber halb scherzend, halb erbittert: es müsse mich ein ähnliches Xenion treffen, wie den Grafen Friedrich Leopold von Stollberg, als er das Christentum gegen die gepriesenen heiteren Götter Griechenlands in der Schiller'schen Dichtung in Schutz genommen*). Die Frage: „Was ist denn ‚schön'?" hätte er gern beantwortet gehabt.

*) Das Xenion heißt so:
„Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse. Dafür gehst du in's Himmelreich ein."

Ich konnte sie ihm nicht genügend beantworten. Er blieb bei Platon's Erklärung stehn, bei dem *καλὸν κἀγαθόν*, da Winckelmann keine kurze, abgeschlossene Begriffserklärung über das Schöne gibt. Winckelmann sagt: „Diejenigen, welche den Ursachen des allgemeinen Schönen nachgedacht haben, da sie dasselbe in erschaffenen Dingen erforschet und bis zur Quelle des höchsten Schönen zu gelangen suchten, haben dasselbe in der vollkommenen Uebereinstimmung des Geschöpfes mit dessen Absichten und der Teile unter sich und mit dem Ganzen desselben gesetzt. Da dieses aber gleichbedeutend mit der Vollkommenheit ist, für welche die Menschheit kein fähiges Gefäß sein kann, so bleibt unser Begriff von der allgemeinen Schönheit unbestimmt und bildet sich in uns durch einzelne Kenntnisse, die, wenn sie richtig sind, gesammelt und verbunden, uns die höchste Idee menschlicher Schönheit geben, welche wir erhöhen, je mehr wir uns über die Materie erheben können." — Das war ihm unbequem, die einzelnen Elemente des Schönen zu sammeln und durch Zusammenhalten desselben sich zu vergegenwärtigen, was schön sei. Da ich damals Aesthetik bei Bouterwek hörte, fragte er mich, wie Der den Begriff des Schönen erkläre. So viel ich von Bouterwek's Vortrag aufgefaßt — sagte ich ihm — stimme er Winckelmann bei. Bouterwek sage so: „Schön ist, was ohne besondere Beziehung auf Belehrung oder auf moralische Pflichterfüllung,

oder auf religiöse Erbauung unsern Geist erfreut und eben dadurch anzieht, weil es einen Eindruck auf uns macht, der unsere Vorstellung in harmonische Thätigkeit setzt, die den allgemeinen Menschensinn in uns bedeutungsvoll anspricht und durch den sich unsere Vorstellungen bald mehr, bald weniger auf das Unendliche hingezogen fühlen." Als ich ihm dies aus meinem Kollegiumsheft mitgeteilt hatte, stand er auf und sagte: „Ueber solchen langweiligen Auseinandersetzungen sollte man sich ja das Schöne verleiden lassen." Ich entgegnete ihm, daß Bouterwek damit keine Begriffserklärung des Schönen habe geben, sondern nur andeuten wollen, daß die erste allgemeine Erklärung von „schön" unbestimmt ausfallen müsse. „So sag' du mir, was denkst du dir? Hast du dir Etwas gedacht?" — fragte er mich. Wenn er meinen Gedanken hören wolle, den ich mir, als Theolog, über das Schöne gebildet — sagte ich ihm — so sei es der: „Alles Gott Ebenbildliche müsse schön sein". „Durch wen bist du auf diesen Gedanken gekommen?" fragte er. Ich antwortete ihm: „Durch Kaulbach." „Durch Kaulbach? Wie ist das möglich?" „Kaulbach" — sagte ich — „hat in seinen Bildern des Wahnsinns und in seinem Narrenhause mir gezeigt, was häßlich ist. Häßlich ist die Sünde; jene unglücklichen Folgen der Sünde, Narrheit und Wahnsinn, stellt Kaulbach dar und zwar sehr gelungen; das mag kunstvoll sein; aber schön ist es nicht. Die Sünde ist Abfall von

Gott und Entstellung des Ebenbildes Gottes im Menschen — das ist häßlich; folglich muß schön alles Gott Ebenbildliche sein.“ „Willst du das denn auch auf die Natur übertragen?“ fragte er. Ich sagte: „Durchstralen soll die Gott ebenbildliche Seele den Leib, und in der Natur findest du noch viel Gott Ebenbildliches; paradiesisch soll sie aber wieder werden. Ich denke an Paulus in Athen“ — sagte ich ihm, denn ich las damals die Apostelgeschichte, über welche Eichhorn Gratisvorlesungen hielt —; „von allem Glanz äußerer Herrlichkeit ist Paulus dort umgeben; aber der fesselte ihn nicht; denn er sieht hinter demselben das Elend der von Gott abgefallenen Seelen; er sieht, daß die Stadt so gar abgöttisch ist. So siehst du“ — sagte ich ihm —, „daß dem Christen die höchsten Erzeugnisse des Menschengeistes nicht genügen, wenn er hinter denselben nichts von dem aus Gott geborenen Sinn wahrnimmt.“ „Aber“ — entgegnete er mir — „geht denn nicht auch durch die Heidenwelt ein Suchen nach Gott?“ „Wol“ — antwortete ich ihm —, „und damit näherst du dich meiner Ansicht; denn seit wir im Paradiese von Gott abgefallen und vor Seinem Angesicht geflohen sind, suchen wir ihn wieder. Uns Christen ist es möglich gemacht, Ihn zu finden in Christo und uns ihm zu verähnlichen durch Christum, — und nach dem Ziele hin muß auch christliche Kunst sich richten, um schön erfunden zu werden. Den Heiden war das versagt; übrigens finden sich in der heid-

nischen Kunst auch Anklänge an das, was Paulus Phil. 4, 8 sagt: ‚Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wollautet‘.“

Mehre Stellen in Winckelmann's Geschichte der Kunst las er besonders gern; ich will aus ihnen nur eine anfüren, bei welcher er auch um der schönen Sprache willen gern verweilte: „Der höchste Begriff idealischer männlicher Jugend ist sonderlich im Apollo gebildet, in welchem sich die Stärke vollkommener Jare mit den sanften Formen des schönsten Frühlings der Jugend vereinigt findet. Die schöne Jugend im Apollo geht nachdem in andren Göttern stufenweis zu ausgefürten Jaren und ist männlicher im Merkur und im Mars. Die zweite Art idealischer Jugend, von verschnittenen Naturen genommen, ist mit der männlichen vermischt wie Bacchus gebildet und in dieser Gestalt erscheint derselbe in verschiedenem Alter bis zu einem vollkommenen Gewächs und in den schönsten Figuren allezeit mit feinen rundlichen Gliedern und mit völligen und ausschweifenden Hüften des weiblichen Geschlechts. Die Formen sind sanft und flüssig, wie mit einem gelinden Hauche geblasen, fast ohne Andeutung der Knöchel und der Knorpel an den Knieen, sowie die in der schönsten Natur eines Knaben und in Verschnittenen gebildet sind. Das Bild des Bacchus ist ein schöner Knabe, welcher die Grenzen des Frühlings des Lebens und

der Jünglingschaft betritt, bei welchem die Regung der Wollust wie die zarte Spitze einer Pflanze zu keimen anfängt und welcher, wie zwischen Schlummer und Wachen in einem entzückenden Traume halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln und sich wahr zu machen anfängt; seine Züge sind voller Süßigkeit, aber die fröhliche Seele tritt nicht ganz in's Gesicht."

Eifrig, mit Nichtachtung der nächtlichen Ruhe sammelte er und machte Auszüge für eine geschichtliche Novelle. „Prinz Joseph Poniatowski" war ihr Titel. Er studirte Karamsin's Geschichte Rußlands und Rulhière's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette république. Bei diesen nächtlichen Lucubrationen störte ich ihn einmal. Eine schöne stille, warme, mondhelle Sommernacht hatte mehre Bekannte und mich im wissenschaftlichen Gespräche zusammengehalten; es war schon über Mitternacht hinaus. Unter dem noch offen stehenden Stubenfenster meines juristischen Freundes fürte uns der Weg vorbei. Es brannte noch Licht. „Gewiß" — hieß es —, „er sitzt über dem Studium seines Poniatowski. Mit gedämpfter geisterhafter Stimme wurde dreimal sein Name gerufen. Wir vergegenwärtigten uns, wie erschrocken er auffaren und wie er sich verhalten werde. Er erschien am Fenster und forderte uns auf, unsere Namen zu nennen; dies aber geschah nicht. Ein andrer Bekannter, den die schöne Nacht noch zu uns

fürte, wurde angehalten, uns zu coramiren. Der aber stand auf unsrer Seite, und so blieben wir meinem Freunde lange ungenannt und verborgen. Späterhin hat er seine Ruhestörer nennen gehört. Da hat er mir Vorwürfe gemacht, wie ich die Andren von solchem Vorhaben hätte abhalten müssen, weil ich ihn kenne und wisse, daß seine leicht erregte Phantasie ihn sehr beunruhige, namentlich in nächtlicher Zeit. Er wollte in meinem Verhalten einen Mangel an Liebe zu ihm erblicken. Dem aber war nicht so. Augenblickliche heitere Stimmung und jugendlicher Uebermut hatten uns verleitet.

Von der Ausarbeitung dieser geschichtlichen Novelle suchte ich ihn abzubringen, indem ich ihm vorstellte, daß sein Held gar nicht in die staatlichen Verhältnisse Polens eingreife; daß seine hohen und edlen Verwandten, die Fürsten Czartoriski, das Staatsruder gefürt; daß er außer Land gezogen, in österreichische Dienste getreten sei und auch späterhin nur als Soldat seinem Vaterlande gedient habe. Meiner Ansicht nach sollte mein Freund das reiche Material, welches er gesammelt, zu einer Biographie Poniatowski's verwenden; allein dazu wollte er sich nicht verstehn. Ich wußte auch wol, warum nicht. Es war das rechtslos untergegangene Polenreich. Mit dem größten Unwillen sprach er über die Teilungen Polens, namentlich über die erste. Seinen damaligen Ansichten über das Verhältniß der Fürsten zu den Unter-

tanen gaben die mißhandelten Polen unterhaltenden Stoff. Ueber solche leichtfertigen, scherzenden Aeußerungen, wie Katharina II. sie gegen den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder Friedrich's des Großen, hatte fallen lassen und mit denen sie über Polens Bestehn entschied: „Warum nicht occupiren? Warum da nicht nehmen, wo man sich nur darum zu bücken braucht?" konnte er sich gar nicht zugeben und er tadelte Heeren. „Es ist ein Mann" — sagte er —, „der kein Rechtsgefühl und kein Herz hat für ein dem Untergange so willkürlich bestimmtes, wol tief verschuldetes, aber unglückliches und edles Volk; sonst würde er die gerechte Sache desselben wol ergreifender und in einem helleren Lichte darstellen, als er es thut. Aber Heeren ist voll Menschenfurcht." Es sprach sich in seinen Worten der bitterste Schmerz aus, daß ein Regent wie Friedrich der Große bei der ersten Teilung Polens habe sagen können: es sei ein passender Stoff zu einem komischen, oder vielmehr frivolen und unwürdigen Gedichte. Er gab Dem, der eine solche Aeußerung gemacht, zurück, was zurückgegeben werden mußte. Grade um seine eigensten Gefühle und Stimmungen auszusprechen, hatte er die Novellenform gewält, welches ihm in der Weise nicht möglich gewesen wäre, wenn er als Historiker die Form der Biographie gewält hätte. Ungewöhnliche Schwierigkeiten hatte er sich damit auferlegt, die ihm da erst recht fühlbar wurden, als es

darauf ankam, auf russischer Seite einen Repnin in seinen Intriguen, einen Potemkin in seinem Einfluß auf Katharina II. und einen Orloff (Gregor) in seiner Macht und auf polnischer Seite die Czartoriski in ihren eigenmächtigen Bestrebungen, daneben Potocki, den alten Kronfeldherrn, den edlen Branicki, den Erzbischof von Gnesen, Lubinski und den feurigen Karl Radziwill, jeden in seiner Weise darzustellen. Ueber einzelne Personen hat er ausfürlich mit mir gesprochen, bei keiner aber verweilte er mit besondrer Liebe. Den gesammelten Stoff, den er noch mehr in's Einzelne verarbeiten mußte, um die handelnden Personen gehörig zu beleben, hatte er auf drei Teile angeordnet. Der erste umfaßte die Jare 1763 bis zur ersten Teilung Polens 1773; der zweite den Zeitraum von 1774—1806 und der dritte das letzte heldenmütige Ringen Joseph Poniatowski's, um das verlorene Vaterland wieder zu erkämpfen, von 1807—1813. Der erste Teil seiner Novelle machte ihm die meiste Schwierigkeit, welches auch gewiß zugestanden werden muß, wenn man bedenkt, was zu der bemerkten Zeit in Polen sich zugetragen hat. Am Hofe seines Onkels Stanislaus Augustus IV. zu Warschau wächst Joseph Poniatowski heran unter der Leitung seiner Mutter, einer gebornen Gräfin Kinsky, die ihn mit Haß gegen Rußland und mit Liebe zu seinem Vaterlande erfüllt. Um den Haß gegen Rußland in ihm recht zu näh-

ren, erzält sie ihm die Geschichte der Elisabet Tarakanow. Mein Freund teilte sie mir unter großer innerer Aufregung mit und so lebhaft, daß sie auf mich einen sehr tiefen Eindruck machte; derselbe war so ergreifend, daß er sich lange bei mir erhielt und bewirkte, daß noch jetzt das Bild dieser Elisabet in ihrer höchsten Freude, wie in ihrem plötzlich eintretenden Schmerz und in ihrem ungerechten Untergange vor meiner Seele steht. In kurzen Zügen ist es dieses: Elisabet ist die natürliche Tochter der Kaiserin von Rußland, Elisabet; ihr Vater ist der Liebling der Kaiserin, Iwan Schuwalow; sie galt als das Kind einer italienischen Kammerfrau; man gab ihr den Namen Elisabet Tarakanow. In Rom wuchs sie heran, lebte in großem Wolstande und wurde mit Sorgfalt gebildet, aber nur so lange, als die Kaiserin lebte. Katharina II. gedachte ihrer nicht, selbst nicht einmal ihr Vater, der ein getreuer Anhänger der neuen Kaiserin geworden war. Sie ernährte sich kümmerlich von dem Verkauf ihrer Juwelen; sie war wie verschollen. Da entstehn die polnischen Unruhen; jener feurige Karl Radziwill erfährt, daß zu Rom eine Tochter der verstorbenen Kaiserin Elisabet lebe. Sein Plan ist der: er geht hinüber nach Italien, er bringt Elisabet nach Polen, wirbt für sie eine Partei und stürzt Katharina, die verhaßt war bei Russen und Polen, dahingegen die Kaiserin Elisabet im besten Andenken aller rechtgläubigen Russen lebte. 1767

sieht er sie, als sie 14 Jare alt ist, leiblich nicht schön; aber ein gewinnendes Auge, stille Schwermut und Sanftmut in ihrem ganzen Wesen ziehen den Fürsten zu ihr hin und er spricht zu ihr von seinen Plänen und großen Hoffnungen. Von da an ist die Ruhe verschwunden aus ihrem Herzen; das Glück ist ihr nahe und dann entschwindet es wieder. Da wird die Reise und das Vorhaben des Fürsten der Kaiserin Katharina bekannt; sie läßt seine reichen Güter einziehn. Er verkauft seine Schmucksachen, teilt den Erlös mit Elisabet, läßt sie unter dem Schutz einer Gouvernante zurück und eilt zurück nach Polen, um sich wieder in den Besitz seiner Güter zu bringen. Dies gelingt ihm unter dem Versprechen, Elisabet Tarakanow ihrem Schicksale zu überlassen und sie zu vergessen. Katharina aber vergaß sie nicht. Dem Bruder ihres Günstlings Gregor Orloff, dem Grafen Alexis Orloff, gab sie den Befehl, Elisabet nach Petersburg zu schaffen, welche in strengster Abgeschiedenheit und bitterer Not freudenlose Tage verlebte. — Eines Abends kommt zu ihr ein russischer Offizier; es war der Vertraute Orloff's, ein Neapolitaner, Rikas mit Namen. Dieser teilt ihr mit, daß es seinem Herrn leid thue, daß die Tochter einer Kaiserin elend und heimatlos verkomme. Das ihr dargebotene Geld nimmt sie an; die ihr gemachten Hoffnungen beleben sie wieder, die seit ihrer Kindheit ihr Herz erfüllen. Eines Abends kommt Rikas voll Bestürzung zu ihr

und teilt ihr mit: die Orloff's hätten in Petersburg mit Katharina gebrochen; das ganze russische Volk sei in Gährung; jetzt müsse sie Schritte thun. Bald darauf kommt Alexis Orloff selbst, ein stattlicher Herr, welcher das Herz Elisabet's gewinnt. Was Nikas gesagt, bestätigt er, indem er hinzufügt, die von Katharina seinem Bruder zugefügten Beleidigungen nicht ungerächt lassen zu wollen. Er bietet ihr seine Hand an unter dem Versprechen, wenn er sie nicht auf den russischen Thron erheben sollte, sie als seine Gemalin zu ehren und zu schützen. Elisabet war damals 21 Jare alt; sie willigt ein, und die Neuvermälten gehn nach Livorno. Monate lang genoß sie ein heiteres, herrliches Leben, nur Sonnenschein; ihr Gatte umgab sie mit Pracht; sie wurde kaiserliche Hoheit genannt; sie aber blieb das stille sanft- und schwermütige Mädchen, geliebt von Allen, die sich ihr naheten. Da auf der Höhe ihres Glücks tritt die Wandlung ein. Eine russische Flottille liegt im März 1775 im Hafen von Livorno. Bei der Mittagstafel heißt es, ob man dieselbe nicht in Augenschein nehmen wolle. Elisabet, die noch kein russisches Kriegsschiff gesehn, willigt ein. In einer kostbar geschmückte Schaluppe färt sie hin, in welcher sich der englische Konsul, dessen Frau und die Gemalin des russischen Admirals befinden; ihnen nach folgen Graf Orloff und mehre Officiere. Mit Salutschüssen werden sie begrüßt; ein Tragsessel, vom Verdeck herabgelassen, nimmt

Elisabet auf. In vollster Freude betritt sie das Schiff; — stumm empfängt sie die Mannschaft; ein Officier legt ihr Ketten an; die Anker werden gelichtet; — sie sinkt zusammen. Der Großherzog von Toskana hat Beschwerde am russischen Hofe über Verletzung seines Landes gefürt; der russische Hof hat nicht darauf geantwortet. — Elisabet hat in der Festung Schlüsselburg geendet, ein Jar nach ihrer Verhaftung am 25. Februar 1776. In ihren tief gelegenen Kerker drangen die Wellen der Newa und zogen sie mit hinab.

Mein Freund beobachtete bei dieser Erzälung nicht genau die Zeit. Der erste Teil seiner Novelle ging nur bis 1773; die Begebenheit mit Elisabet endete mit 1776; er gab keine Zalen an und so meinte er sich diesen kleinen Anachronismus wol erlauben zu dürfen. Während Joseph sich als Knabe am Hofe seines Oheims entwickelte, entfaltet sich in Polen, am russischen und preußischen Hofe, das Spiel der Intriguen, der Ungerechtigkeiten und der höchsten Willkür. Tiefe Blicke waren zu thun in die Konföderationen der Polen, in die Gefangennehmung ihres eigenen Königs u. s. w. Auch auf die Nichtanwesenheit seines Vaters Andreas Poniatowski, der Starost in Polangen und Reichsfürst war, hatte mein Freund Rücksicht genommen. Mit vieler Mühe war es ihm gelungen, sich Kenntnisse zu verschaffen über das Staats- und häusliche Leben der Polen, über ihre Nationaltracht,

die aber nur bis 1773 beibehalten wurde, an deren Stelle dann französische Moden traten. Der Bearbeitung des ersten Teiles seiner Novelle hat er viel Fleiß zugewendet. Eine Persönlichkeit war ihm besonders verhaßt, die war: der Baron von Saldern, eine Schlange, die zwischen Polen und Rußland gezüngelt hat; ein kriechender Höfling, befleckten Rufes, aber gewandt im Reden und Schreiben. — Der erste Teil schloß mit dem Tode des Vaters Joseph's. — Ueber die weitere Verteilung des Stoffes für die beiden andren Teile will ich schweigen. Mein Freund hat mit mir oft darüber gesprochen; er that es gern; ihm wurden die Facta dadurch klarer, und konnte er sie nicht im rechten Lichte darstellen, so überlas er sie wieder und stellte neue Forschungen an. Mit welcher Freude verkündigte er mir, daß von dem Grafen Ségur, dem Aeltern, mémoires ou souvenirs et anecdotes 1825 erschienen seien, aus dem 2. Teile davon: la Pologne et le roi Stanislas-Auguste, sammelte er. — Was aus dem reich gesammelten Material späterhin geworden ist, weiß ich nicht. Im Druck ist nichts davon erschienen; ob es des Druckes wert gewesen, darüber urteile ich nicht. Mein Freund arbeitete als 22järiger Jüngling an diesem warlich nicht leichten Werke mit einem Fleiße und einer Hingebung, die ihn ehren. Ob sein Urteil über die Männer und Frauen jener Zeit ein richtiges und unparteiisches gewesen — wer darf das von einem 22järigen Jüng-

ling und im Jare 1826 erwarten, da erst der späteren Zeit es überlassen war, Polens Angelegenheiten richtig zu würdigen und der Wahrheit gemäß darzustellen. An Objectivität fehlte es ihm nicht; er zeichnete die handelnden Personen dem Alter, der Zeit und der Lebensstellung angemessen; zudem war er sprachgewandt und hatte eine reiche Phantasie. Sein Held ist edel, von entschiedenem Charakter, jedoch nicht fehlerlos; aber er trachtet ein großes Ziel zu erreichen, trachtet zu erlangen, was ihm entrissen, und ein heiliges Recht zu behaupten. In diesem Streben kämpft er mit Widerwärtigkeiten und großen Gefaren; er läßt sich aber nicht beirren; er kämpft fort, bis ein unerwarteter Umstand sein Ende herbeifürt. Mein Freund wurde mir recht lieb durch diese Beschäftigung; sie ist ein Zeichen seines edlen Herzens, das mit aufrichtiger Teilnahme bei dem Untergange eines Volkes verweilte, das durch den Eigennutz, die Ränke und die Gewalt seiner Nachbarn aufhören mußte, ein selbständiges Volk zu sein. — Obwol er nach seinem Abgange von der Universität noch mit mir Briefe gewechselt, hat er nie dieser seiner Arbeit gedacht. Der Aufenthalt zu Paderborn, die dreißiger Jare mit ihren Aufregungen haben meinen Freund dieser seiner Lieblingsarbeit entzogen und ihm selbst die nötige Ruhe zu solcher Beschäftigung nicht gelassen. Auch habe ich nach seinem bald darauf erfolgten Tode durch seine einzige noch lebende Schwester

nicht erfaren, was aus seinem schriftlichen Nachlaß geworden ist. Er starb fern von ihr; sie selbst mit angegriffener Gesundheit konnte sich desselben nicht annehmen; — wer weiß, was fremde Hand gethan hat, wenn mein Freund selbst nicht Anordnungen getroffen. Und das hat er nicht gekonnt; — der Tod hat ihn übereilt.

Unsere mitternächtlichen Stunden belebten sich durch das Lesen von Byron's Childe Harald. Auf dem Gymnasium hatten wir Shakspeare gelesen, freilich mit Hülfe des Lexikons; die Aussprache war aber sehr mangelhaft. Im Hause meines Onkels wurde Englisch gesprochen; er sprach es gern und gut; denn er hatte 10 Jare in London gelebt und fand in dem Orte seiner Garnison eine englische Familie, mit welcher er konversirte. So fand ich Gelegenheit, das Englische recht und rein zu sprechen; Privatstunden bei einem eingeborenen Engländer halfen darin weiter. Dies wußte mein Freund, und so bat er mich, mit ihm Englisch zu lesen, wozu ich mich ungern verstand, weil ich ihn nicht gern aus Liebe zu ihm korrigirte, wozu er oft Gelegenheit gab. — Warum wir gerade Byron lasen? Er war 1824 im Frühjar im Kampfe für Griechenlands Befreiung gestorben. Sein in unsern Augen heldenmütiger Tod, sein Ruf als Dichter fürte uns ihm zu. Unsre Bekannten, namentlich meine theologischen, machten uns Vorwürfe, daß wir uns dazu verstehn könnten, einen solchen Dichter wie Byron

zu lesen. Man hatte damals noch kein richtiges Urteil über ihn; sehr einseitig beurteilte und behandelte seine Werke ein Buch, welches 1825 erschien, aus dem Englischen übersetzt, des Titels: „Des Lords Byron Lebensbeschreibung nebst Analyse und Beurteilung seiner Schriften.“ Nur ein Urteil aus diesem Buche will ich anfüren, und man wird zugestehn: Byron wird Unrecht gethan. Es heißt: „Lord Byron scheint, gleich im Anfange seiner Laufbahn, den Vorsatz gefaßt zu haben, an Nichts als an moralischer Häßlichkeit und physischer Schönheit Gefallen zu finden, in deren beider Zeichnung er die Hand eines Meisters gezeigt hat.“

Ich wage nicht zu sagen, ob der Verfasser dieses Buches Byron genügende Gerechtigkeit habe widerfaren lassen; aber sehr scharf tadelt er ihn. Auch nicht eine von Byron's Dichtungen bleibt ungetadelt. Wir waren damals (1825 und 1826) Jünglinge und gewiß nicht befähigt, einen solchen Mann wie Byron allseitig richtig zu beurteilen; aber sehr hart schien es uns doch, wenn der Verfasser jenes Buches sagt: „Childe Harald erscheint uns als ein anomalisches Gemisch von einem Ritter ohne Ehre und einem Pilgrim ohne Religion.“ Wir lasen Childe Harald — und ich habe auch späterhin von Byron nichts Andres als diese poetische Geschichte seiner Beobachtungen in fremden Ländern, sein Lament of Tasso und seine Hebrew songs oder melodies gelesen — nur

um der schönen und ergreifenden Naturschilderungen willen; kannten damals Byron's Leben nicht; wir fragten auch nicht danach: uns erfreute das Schöne, welches er uns bot. Auch waren wir damals noch so geartet, daß das Häßliche uns abstieß und daß wir es auch abstießen. Deßhalb sagte ich auch zu meinen theologischen Bekannten: „Ein Mann, wie Byron, so aufrichtig, der mit dem Schlechtesten nicht hinter dem Berge hält, thut uns keinen Schaden. Wir nehmen von ihm nur das an, was er Erhabenes und Liebliches in Gottes Natur nach seinen Gefühlen bewundert und tief empfunden hat, — und es uns so wiedergibt.“ Der Nordamerikaner Tuckerman hat Recht in seinen Charakterbildern englischer Dichter, wenn er von Byron sagt: „Vielleicht trug kein Mensch jemals vollständiger sein Herz auf seinem Aermel, und kein Herz ward jemals in dem Maße von den Krähen angenagt.“ Wir konnten uns recht gut vor einem nachteiligen Einfluß von seiner Seite bewahren, wie und was wir lasen, und, um mit Tuckerman zu reden: „Das Unkraut und die Blumen, die giftigen Säfte und die Rosen in Thau gebadet, sind nicht unentwirrbar gemischt im Garten seiner Poesie. Dieselbe Offenheit und derselbe Freimut, die sein Leben auszeichnen, treten auch in seinen Worten zu Tage.“ Wir wußten damals noch Nichts davon, daß seine Poesie sei die Poesie der Verzweiflung; wir fragten nicht nach dem Plane der Dichtung, nicht

einmal nach dem Versmaß, in welchem er geschrieben. Wir waren durch ihn selbst Wanderer und Lustwandelnde, die er fürte, und die nicht ahnten, auch nicht fürchteten, daß der Fürer, der mit solch tiefer Empfindung das innere Leben der Natur uns aufschloß, hinter dem Allen gefärliche Tiefen und Abgründe verberge. Wir sahn das stille schöpferische Walten der Natur und dann auch wieder ihre mächtige Wirksamkeit, wenn sie ihre Kräfte entfesselte, und ich wenigstens, der ich mit meinem Herzen fest an Gott hing, durfte damals sagen, was ein gotterleuchteter Theolog unsrer Tage gesagt hat, daß man in Goethe's Faust und bei Lord Byron mehr Wahrheit aus der Tiefe finde, als in einer Masse theologischer und erbaulicher Litteratur. Wir rangen aber mit der Sprache des Dichters. Wie schwer wurde es uns, den Sinn im Deutschen wiederzugeben, den seine Verse enthielten. Wir hatten damals noch keine Uebersetzungen und Kommentare, wie man sie jetzt hat. Besonders schwer wurde uns im III. Canto Strophe 86 und 87, die Schilderungen am Genfer See betreffend. In Erinnerung jener mir so lieben Zeit setze ich sie hieher:

86.

„It is the hush of night, and all between
Thy margin and the mountains, dusk, yet clear
Mellow'd and mingling, yet distinctly seen,
Save darken'd Jura, whose capt heights appear
Precipitously steep; and drawing near,

There breathes a living fragrance from the shore
Of flowers yet fresh with childhood; on the ear
Drops the light drip of the suspenced oar,
Or chirps the grasshopper one good-night carol more."

(„Es ist das stille Weben der Nacht, und Alles zwischen deinem Uferrand und den Bergen Dämmerlicht, doch erkennbar, zerflossen und sich mischend, doch gesehn, von seiner Umgebung unterschieden, ausgenommen den dunkel eingehüllten Jura, dessen scharf abgeschnittene Höhen abschüssig steil erscheinen; — und indem ich mich dem Ufer nähere, athmet da aus ein süßer Duft belebend von den Blumen am Ufer, noch frisch in der Kindheit; — auf das Ohr fällt der helle Tropfen von dem in Ruhe gesetzten Ruder, oder der Grashüpfer zirpt einen Gutnacht-Gesang mehr.")

87.

„He is an evening reveller, who makes
His life an infancy, and sings his fill;
At intervals, some bird from out the brakes
Starts into voice a moment, then is still.
There seems a floating whisper on the hill,
But that is fancy, for the starlight dews
All silently their tears of love instil,
Weeping themselves away till they infuse
Deep into Nature's breast the spirit of her hues."

(„Er ist ein Abend-Jubeler, der sein Leben zur Kindheit macht und so lange singt, als es ihm gefällt; — doch zu verschiedenen Malen bricht laut aus vom Farrnkraut auf einen Augenblick die Stimme irgend

eines Vogels; — dann ist Stille. Geflüster scheint dort zu schweben am Hügel; — doch das ist Einbildung, weil die sternentsprossenen Thautropfen ganz schweigsam ihre Liebestränen einflößen, bis sie, dieselben wegweinend, tief in den Busen der Natur ihren Farbengeist eingießen *)."

Vielfach haben wir gefragt, vielfach hin und her gedacht, was versteht Byron unter dem „floating whisper on the hill"? Wir vermochten den Worten die rechte Deutung nicht zu geben. Wie wir jene Strophen verstanden, das zeige die mangelhafte Uebersetzung aus jener Zeit, welche darunter steht, aber in ungebundener Rede. — Ein Jar nach Byron's Tode starb Jean Paul, ein ihm, was Naturschilderungen betrifft, verwandter Geist. Es konnte nicht fehlen, daß seine bis dahin von uns nicht gelesenen Schriften, wie namentlich sein „Titan", uns nun lebhaft beschäftigten; im „Titan" besonders die Beschreibung des Lago maggiore. Denn einzelne Partieen waren es, die uns ansprachen; das Ganze seiner Dichtungen befriedigte uns nicht. Wir kamen bei der Vergleichung Jean Paul's mit Byron zu der Ansicht: planlos sind beide in Anlegung und Ausfürung ihrer Dichtungen; hingenommen und hinnehmend in Be-

*) Das heißt einem neuen Kommentator zufolge: „Das Licht der Gestirne dringt vermittelst des Thaues in das Innere der Pflanzen ein, um dann von diesen in ihrem mannigfachen Farbenschmuck zurückgestralt zu werden."

trachtung der Natur; Byron mit einem schmerzlich verwundeten Herzen ohne Liebe, Jean Paul mit einem Herzen, das nicht krankt, mit einem Herzen reich an Liebe. Börne in seiner Denkrede im „Morgenblatt" für 1825 sprach dies so aus: „Jean Paul ist der Dichter der Liebe auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Die Krone, die mit seinem Tode herabgefallen, ist die Krone der Liebe, die ihn beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen." Er schloß seine Rede mit den Worten: „Er (Jean Paul) ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandelt, auf welchem Sterne er auch wohnt, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er." — Hätten wir damals Carlyle's ausgewälte Schriften gehabt, so würden wir gesagt haben: der gibt in Worten wieder, was wir über Jean Paul nicht so auszusprechen vermögen. Es möge mir gestattet sein, diese Worte Carlyle's hier anzufüren: „Jean Paul ist ein Mensch von Gefühl im edelsten Sinne dieses Wortes, denn er liebt alles Lebende mit dem Herzen eines Bruders. Seine Seele schweift in Sympathie mit Freude und Kummer, mit Güte oder Größe über die ganze Schöpfung. Jede sanfte und edelmütige Regung, jeder Funke von hohem Sinn erweckt in seiner Brust ein

Echo, ja entlockt seinem Geiste harmonische Laute; eine wilde Musik, wie von Aeolsharfen umtönt und bald brausend, bald weich und schmeichelnd wie Sphärengesang! Der Widerwille selbst ist bei ihm nicht Haß; er verachtet viel, aber mit Recht und dabei mit Toleranz, Freundlichkeit und sogar einem gewissen Grad von Liebe. — Die Liebe ist in der That die Atmosphäre, in welcher er athmet; das Medium, durch welches er blickt. Sein ist der Geist, welcher Allem, was er umfängt, Leben und Schönheit gibt. Sogar die leblose Natur ist nicht mehr ein gefühlloses Gemisch von Farben und Wolgerüchen, sondern eine geheimnißvolle Umgebung, mit welcher er in unaussprechlichen Sympathien verkehrt. Wir könnten ihn, wie er einst Herder nannte, einen Priester der Natur, einen milden Braminen nennen, der unter duftenden Hainen und segenspendenden Himmeln wandelt. — Die unendliche Nacht mit ihren erhabenen Erscheinungen, der Tag und die freundliche Annäherung des Abends und Morgens sind für ihn von hoher Bedeutung. Er liebt die grüne Erde mit ihren Strömen und Wäldern, ihren blumigen Wiesen und ihrem ewigen Himmel; er liebt sie mit Leidenschaft in all' ihren Wechseln von Licht und Schatten; sein Geist schwelgt in ihrer Größe und in ihren Reizen und verbreitet sich wie die Luft über Wald und Wiese, über Berg und Thal, Wolgeruch stralend, Wolgeruch spendend." —

Wir liebten und ehrten ihn; hätten wir aber damals das gewußt, was Arnold Schloenbach in seinen „Zwölf Frauenbildern" über ihn mitteilt, wie er sich gegen Frau Charlotte von Kalb betragen, wie er deren Liebe zu ihm genährt, so genährt, daß sie ihre Ehe trennen wollte, um ihm ganz angehören zu dürfen, und wie er, nachdem sein Verhältniß zu jener ihn leidenschaftlich liebenden Frau am Hofe zu Weimar mehre Jare gedauert, auf einmal, da er Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen kennen gelernt, dasselbe aufgibt mit den Worten: „Ich habe mit Frau von Kalb wieder Frieden", — ich sage: hätten wir das damals gewußt, Jean Paul wäre um dieses seines unedlen Benehmens willen in unsrer Hochachtung tief gesunken; denn grade so Etwas verletzte uns, so Etwas hätten wir Jean Paul am wenigsten zugetraut; so Etwas hätten wir ihm am allerwenigsten gut geheißen.*)

Und wenn ich nun noch ein Wort über Byron sagen darf, dessen „Childe Harald" in einzelnen Partieen uns so manche Mitternacht beschäftigt hat und zu dessen Schilderung des Genfer See's ich auch jetzt immer und immer wiederkehre, weil in seiner Nähe ein Grab ist mit der Inschrift: „Ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott;

---

*) Siehe Arnold Schloenbach's „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche", S. 144—146.

wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit Ihm in der Herrlichkeit", — ein Grab, das den Staub eines Mannes in sich schließt, Alexander Vinet's, den ich im Herzen trage: so spricht Macaulay im 6. Bande seiner ausgewälten Schriften das am besten aus, was wir damals über Byron mit einander redeten. Er sagt: „Die hübsche Fabel, durch welche die Herzogin von Orleans den Charakter ihres Sohnes, des Regenten, erklärte, ließe sich mit geringen Abänderungen auch auf Byron anwenden. Alle Feen, eine ausgenommen, waren zu seiner Wiege gebeten worden. Alle Gevatterinnen waren mit ihren Geschenken freigebig gewesen. Die eine hatte Adel geschenkt, die zweite Genie, die dritte Schönheit. Zuletzt war die boshafte Elfe, die man nicht geladen hatte, erschienen, um, was sie nicht zerstören konnte, was ihre Schwestern für ihren Schützling gethan hatten, jedem Segen einen Fluch beizumischen. In Lord Byron's Rang, Verstand, Charakter, ja sogar in seiner Gestalt lag eine sonderbare Vereinigung von starken Gegensätzen. Er war zu Allem geboren, was Menschen erstreben und bewundern; aber mit jedem der außerordentlichen Vorzüge, die er vor Andern besaß, mischte sich etwas Unglückliches und Herabwürdigendes." —

Dies waren die Studien und Beschäftigungen, die mich an meine beiden genannten Freunde näher anschlossen. Den juristischen, wie ich schon bemerkt

habe, sprach sein Studium und auch das Studenten-Leben in seiner gewönlichen Erscheinung nicht an, noch viel weniger befriedigte ihn beides. Verächtlich war ihm das studentische oder vielmehr burschikose Treiben, wie es sich damals zeigte. Es „besteht aus Schmutz, Gemeinheit und ordinärem Treiben", — so pflegte er sich wol zu äußern. „Da habe ich einmal einen Menschen in seiner niederen Gesinnung kennen gelernt" — so trat er zu mir ein —; „ich habe ihn einige Thaler von mir gewinnen lassen. Du hättest die Freude sehn sollen, die in seinen Mienen lag, als er mich verlieren sah." Ich habe nie hazardirt und bat ihn, es nicht zu thun, noch viel weniger aber sich innerlich zu erheben und sich, wie er sagte, an der Gemeinheit Andrer zu belustigen. Auch mich stellte er wol einmal auf die Probe. „Laß uns" — sagte er, da er bei mir war — „eine Flasche Johannisberger Schloßwein trinken; ich will dich darauf setzen [d. h. in nicht-studentischer Sprache: freihalten]." Ich antwortete ihm: „Ich trinke nicht so teuern Wein" (die Flasche kostete damals 2 Thlr.). „Du weißt auch: Es ist mir nicht um des Weines, sondern um deinetwillen zu thun." Der Uebermut, der alle Grenzen und Ordnungen des gewönlichen Lebens überschreitende Uebermut, der sich zuweilen bei ihm zeigte, als müsse er die Bande zerreißen, die ihn hielten, und abwerfen, was ihn drückte, um sich einmal innerlich und äußerlich recht frei zu fühlen, um

einmal seine Seele nach bester Lust aufathmen zu lassen, wie hat ihn der zu Schritten verleitet, die er nachher beklagte und bereute. Wie hat der Jüngling, der damals am Ufer der Leine stand und mit harten Thalern Wasserjungfern warf (Kinder lassen flache Steine über die Oberfläche des Wassers mit schnellem Wurf hinscheren, was man „Wasserjungfern-Werfen" nennt), und sich ergötzte, wenn seine Umgebung den über die Fläche des Wassers dahin tanzenden Thalern gern nachgeschwommen wäre, — wie hat der in ernster und gerechter Vergeltung späterhin diese Thaler wieder suchen müssen; denn es kam eine Zeit in seinem Leben, wo sie ihm fehlten. Eine starke Leibesbeschaffenheit unterstützte sein Seelenleben. Er war nie aufgehalten; darum sprudelte geistiges und leibliches Leben aber auch bei ihm so stark, so ununterbrochen. Im Winter ging er mit offener Brust, ohne Strümpfe in den Stiefeln; das Nervensystem war bei ihm nicht leicht zu erschüttern. Als im Duell — er focht ohne Hut und Binde — ihm die Nase abgeschlagen wurde, so daß dieselbe am untern Bande hing, nahm er gelassen das Käpselchen vom Kopfe, um das stark hervorquellende Blut damit aufzufangen. Damit will ich nicht sagen, daß er ein Mensurheld war; der war er keineswegs. Aber er war ehrliebend und deßhalb konnte er wol zur Mensur kommen. Er war ein von Gott reich begabter, auf das Hohe und Schöne angelegter Mensch;

kenntnißreich und witzig; schlagfertig mit der Antwort auf jede Frage, weichen und edlen Herzens, heitern Gemütes, und dabei hatte er doch die Ahnung eines baldigen Todes, die er oft gegen mich ausgesprochen hat. „Ihr Alle" — pflegte er wol im frohen Kreise zu sagen — „werdet noch einmal gute, tüchtige Staatsbürger und liebende und geliebte Familienväter; ich aber nicht." — Im Jare 1827 sahen wir uns zuletzt auf der Universität; seine Studienzeit war schon längst abgelaufen; er hatte bei seinen Vormündern um Verlängerung derselben angehalten. Er schrieb nach unsrer Trennung fleißig an mich; aber Fragen anderer Art beschäftigten ihn, auf die ich nicht gern antwortete. Ihm gefiel das Arbeiten beim Oberlandesgericht zu Paderborn nicht; ja, ihm ging die ganze Staatsmaschine nicht recht. Da erhielt ich von ihm ganz unerwartet die Nachricht: „Ich gehe nach Freiburg im Breisgau, halte mich dort ein Semester auf, mache dann das Repetenten-Examen und will Geschichte lesen." Ganz konnte ich dazu meine Zustimmung nicht geben; es war ihm viel besser, daß ihm zu Paderborn ein Zügel angelegt wurde, als daß er in Freiburg ungebunden lebte. Das Jar 1830 nahete sich; sein Vorhaben blieb unausgefürt. Mit diesem Jare hörte unsre Korrespondenz auf; meine amtliche Stellung brachte mich aus seiner Nähe. Erst im Jare 1842 sah ich ihn, wie schon erwähnt, zu meiner Hochzeit wieder; kaum ein Jar nachher hatte ihn jene

schreckliche Krankheit hinweggerafft. Im Jare 1850 kam ich in den Ort, wo seine Gruft ist. Durch die Gitter, welche mich in das Gewölbe blicken ließen, traten mir zwei Särge entgegen, der seinige und der seines Vaters; die beiden, im Leben sich so ungleich, ruheten hier neben einander. Lange bin ich da gestanden; ich hatte Ursache, für Vieles ihm zu danken, über Vieles aber auch zu klagen und zu weinen; denn nicht konnte ich mit Albert Knapp's Worten sagen:

„Wir haben am Quell getrunken,
Der in die Ewigkeit fließt,
Und, betend niedergesunken,
Den HErrn gemeinsam begrüßt."

Aber ich wünschte Ruhe seiner Seele und spreche dazu die Worte desselben Dichters:

„Und Er, der Ewiglebend'ge,
Sprech' auch Sein Amen dazu!
Und Er, der Seligbeständ'ge,
Verleih' uns Frieden und Ruh'.

Er zäl' uns zu den Seinen,
Er halt' uns mit heiliger Hand;
Er woll' auch droben vereinen,
Was Er hienieden verband."

IV.

Der Wechsel.

Wie damals die Theologie gelehrt und getrieben wurde, so konnte ich meinen Ansichten zufolge bei derselben nicht bleiben. Ein Wechsel mußte eintreten, und derselbe erfolgte auch am 18. December 1826, spät Abends. Was mich zu diesem Schritte veranlaßte, liegt in dem vorigen Abschnitt begründet. Er ging aus sittlichem und religiösem Drange hervor: aus sittlichem, denn mein Wahrheits- und Rechtsgefühl war tief verletzt bei einer so eigenwilligen und willkürlichen Behandlung der Bibel, wie sie dieselbe von allen Professoren der Theologie erfur; aus religiösem; denn mein Glaube wurde mir genommen; ich hatte keinen geoffenbarten Gott mehr, ich hatte

mich selbst und laut, laut rief eine Stimme in mir: „O, hinweg, hinweg von dir selbst! Errette mich, HErr, von Lüge und Trug! Laß mich dich schauen, dich in der Wahrheit!“ — Es waren schwere Kämpfe, welche ich in jener Zeit zu bestehn hatte. Auf der einen Seite war ich meinem Onkel verpflichtet, der mich studiren ließ. Da mußte ich mir sagen: „Du darfst nicht brechen mit deinem Studium; woher sollen neue Mittel kommen? Du bist es ihm schuldig, bei deinem Studium zu bleiben.“ Auf der anderen Seite hieß es: „Also umsonst hast du gelebt; was du gearbeitet in den beiden Jaren deiner Studienzeit, das ist so gut wie verloren; du stehst im 22. Lebensjare, kannst du ein ganz neues Studium beginnen? Und welches? Philologie? Dazu konnte ich mich nicht verstehn; ich konnte nicht alte Sprachen treiben, ohne nicht auch zugleich mich unter den Einfluß Derer zu stellen, welche diese Sprache geredet. Heidnische Lebensweise wollte ich nicht; inneres christliches Leben hatte ich nicht, um mich vor jenem Einfluß zu bewahren, oder um beim Studium der alten Sprachen die Lebensweise jener Völker recht zu würdigen, sie als das gelten zu lassen, was sie im Sinne Christi ist. Ich wälte das Studium der Medicin, weil ich meinte, da etwas Gewisses zu haben und so auch späterhin der leidenden Menschheit dienen zu können. „Diese Wissenschaft ruht ja“, so sagte ich mir, „auf richtiger Erkenntniß des menschlichen Leibes und der

Kräfte der Natur.“ „So leicht“, redete ich mir ein, „ist hier kein Irren möglich; denn es lag mir damals ganz besonders daran, auf einem gewissen Grunde zu stehn; ich war einem zu willkürlichen Verfaren der Professoren beim Studium der Theologie unterworfen gewesen. Meinem Onkel legte ich ausfürlich die Gründe dar, die mich veranlaßten, das Studium der Theologie aufzugeben und mich dem der Medicin zuzuwenden. Er ermahnte zur Vorsicht, wollte mir aber durchaus nicht hinderlich sein. So hatte ich es erwartet: für das Studium der Theologie konnte er nicht sprechen; denn er hatte sich von der Bibel, von Christo und vom kirchlichen Leben gänzlich losgemacht. Die Bibel übersah er; Christum hielt er für einen aufgeklärten Juden; zur Kirche ging er nur einmal in der Exercierzeit, um sich vor seinen Officieren und Soldaten da sehen zu lassen; zum heiligen Abendmahl ist er, soviel ich weiß, nie gegangen; auch vor seinem Tode hat er es sich nicht reichen lassen. — Mit älteren Studiosen der Medicin besprach ich mich, und sie gaben mir Anleitung, womit ich mich zuerst zu beschäftigen habe; denn erst Ostern 1827 konnte ich Teil an den medicinischen Vorlesungen nehmen. Aus jener Zeit liegen Auszüge aus medicinischen Werken vor mir, die ich aufbewahrt habe; es sind Auszüge aus Voigtel's Arzneimittellehre und aus Mende's Anatomie. Obwol ich bis Ostern 1827 keine Kollegia besuchte, war ich nicht

unthätig, ergab mich auch nicht einem ungebundenen Leben. Will ich aber die reine Wahrheit sagen, so muß ich bekennen: es waren hauptsächlich innere Gründe, die mich bewogen, das Studium der Theologie aufzugeben, aber auch äußere. Leider verwechselte ich das geistliche Amt und die Personen, welche es bekleiden, mit einander. Der größte Teil der Theologie Studirenden war damals auf der Universität verachtet; das wäre schon gut und recht gewesen, wenn sie sich nach Christi Sinn verhalten hätten, dann hätten sie solche Verachtung zu ihrer Ehre erdulden können; aber sehr Viele der Theologie Studirenden fürten einen tadelnswerten Lebenswandel. Mich berührte es auf das Allerempfindlichste, wenn ich über Diesen oder Jenen hören mußte: „Das ist ein gemeiner Bonze." Mich verlangte weg aus der Zal solcher Kommilitonen. Bald nach eingetretenem Wechsel begab ich mich zum Universitätsrat Ulrichs, um meine Matrikel und mein Studium im Matrikelbuche ändern zu lassen. Ich kam; — der Herr war nicht zu Hause: ich ging wieder hin gerade zu der Zeit, wo mir gesagt war, wiederzukommen. Ich kam; aber auf's neue vergeblich. Auf diesen Wegen zum Universitätsrate war es mir, als wenn mir gesagt würde: „Gott will es nicht haben, daß du vom Studium Seines Wortes und Deines Heiles abläßt. Deine Wege, dich nicht mehr als stud. theol. unter der Zal der übrigen zu sehn, sind vergeblich."

Und die Stimme hat nicht gelogen. — Auch das, was ich über das Leben der im Amte stehenden Geistlichen hörte, machte mich dem Studium der Theologie abgeneigt. Ich hörte aus zuverlässigem Munde von Superintendenten, welche Virtuosen im l'Hombre-Spiel, aber Ignoranten in theologicis seien; von Superintendenten, welche den Spirit liebten, aber welche nicht unter der Leitung des spiritus sancti ständen. Ich hörte von Pastoren, die mit den Spielkarten in der Tasche am Nachmittage nach beendigtem Gottesdienste aus der Kirche sogleich in's Wirtshaus gingen, dem Wirte ihre Amtskleidung übergäben und sich dort an den Spieltisch setzten. Die törichtesten und verächtlichsten Dinge wurden von Pastoren erzält. So wußte ich aus eigener Erfarung, daß ein Pastor in seinem Garten das Bild des heiligen Andreas hatte aufstellen lassen, als Schutzpatron der Ehelustigen. Erhielt er Besuch und waren unter den Besuchenden junge oder ältliche unverheiratete Damen, so begab er sich hinter das Bild. Beim Eintritt in den Garten wurde der heilige Andreas so gefragt: „Andreas, lieber Schutzpatron, bescheere mir doch einen Mann! Krieg' ich einen oder keinen?" worauf dann Andreas durch den Mund des hinter ihm stehenden Pastors gewönlich auf eine erfreuende Weise antwortete: „Einen." Bei weiterem Fragen gab Andreas auch weitere Auskunft über den „Einen". — Man hörte so schmutzige und greuliche Dinge von

Pastoren, daß ich mich sträubte, in den Stand zu treten. Der Konsistorialrat, welcher mich konfirmirt hat, nannte die Vorbereitung auf die heilige Abendmahlsfeier, also die Beichtrede, einen „Schnack". „Ich muß erst einen Schnack halten", — so ließ er sich unter seinen guten Freunden vernehmen, wenn er ging, um Beichte zu halten. Gott hat diesen Mann späterhin in Geistesverwirrung fallen und in derselben sterben lassen. — Von einem Pastor wußte ich, wenn er beim Kartenspiel verlor, daß er zu sagen pflegte: „Ach, alle meine Beichtgroschen gehn dahin!" — Dazu kam, daß ich von Kindheit an städtisch erzogen war in Verhältnissen, die den ländlichen sehr fern liegen. Meine Spielgenossen in dem Alter von 6 und 7 Jaren waren die beiden Söhne des dänischen Admirals von Dirckinck-Holmfeld, Edwin und Ulysses, auf einem Landsitze so lieblich schön, daß, da meine Besuche sich dahin auf einige Jare wiederholen durften, die Eindrücke davon mir unverwischlich geblieben sind. Sie zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Das Landleben war mir ganz unbekannt; soviel aber hatte ich gehört, daß ein Pastor, der dasselbe gar nicht kenne, der wissenschaftliche und für das gesellschaftliche Leben feinere Bildung erhalten habe, in einer stundenweit vom städtischen Verkehr entfernt gelegenen reinen Landgemeine gar nicht ausdauern könne; auch daß es ihm unmöglich sei, in einer solchen Gemeine zu wirken. Die Leute hätten ihre bestimmte Ausdrucksweise; wer

sich der nicht anbequeme, würde von ihnen gar nicht verstanden. Manche Begriffe bedeuteten bei ihnen das Gegenteil von dem, was sie eigentlich bedeuten. So z. B. der Begriff „kühn“, der das Furchtlose, das die Gefar nicht Achtende bezeichnet, gelte bei ihnen so viel, als in Todesgefar sein. Sinnlich gilt ihnen so viel als sinnig; er macht es zu gut, heiße soviel, als er sei ausschweifend. Wie man sich solchen Menschen verständlich machen könne, wurde ich gefragt. Sie ständen auf einer so niederen Stufe, daß man ihrem Fassungsvermögen durch Veranschaulichung sichtbarer Gegenstände zu Hülfe kommen müsse. Der Pastor des Steinthals, Oberlin, diene uns zum Vorbilde, der sichtbare Gegenstände mit auf die Kanzel genommen habe, um abstrakte Begriffe seiner Gemeine daran zu verdeutlichen. — Ja, es ist wahr, was hier geschrieben steht, und ich habe es in Erwägung gezogen, als ich das Studium wechselte; aber, Gott sei Dank! ich selbst habe es späterhin erfaren, wenn es dem Pastor gelingt, durch die Predigt des Wortes Gottes in einer solchen Gemeinde Seelen zu erwecken und zu bekehren, daß ihm dieselben an wahrer, ich meine christlicher Bildung ganz gleich stehn, an christlicher Erfarung ihn übertreffen und auch in äußeren Formen sich wolanständig bewegen. In dem Kreise solcher Leute habe ich das Stadtleben nicht vermißt. Doch das lag mir damals fern und deßhalb hatten jene oben angefürten Vorstellungen Gewicht bei meiner

Entscheidung für oder wider das Studium der Theologie. Dies vermehrte sich noch dadurch, daß zu der Zeit in dem Konsistorio, von welchem ich wünschte examinirt zu werden, Männer saßen, die ganz der theologischen Richtung der Göttinger Professoren zugethan waren. „Du bekommst“ — so sagten mir Bekannte — „bei deiner Stellung zur Bibel in deinem Examen ein mittelmäßiges Elogium und kannst lange auf Anstellung warten.“ Und das hatte sich auch bei Einzelnen so gezeigt, die als bibelgläubig erfunden worden waren. Hatte doch dem Einen, der eine gediegene theologische Bildung besaß, weil er in der gehaltenen Katechisation der Erbsünde ausfürlicher gedacht, sein Examinator gesagt: „Von der Lehre rede man nicht mehr; die müsse bei öffentlichen Vorträgen fallen gelassen werden.“ Im Jar 1830 trat in das Konsistorium, welches ich meine, ein Mann als Konsistorialrat ein, der Freimaurer war. Ein mir nahe stehender Kandidat wurde von ihm examinirt. Dieser Herr Konsistorialrat schrieb sich den Gang seiner Examination auf und wich von demselben nicht ab. So nahm er denn dem Examinanden jegliche freie Bewegung. Er examinirte de affectionibus sacrae scripturae; als nun von der auctoritas normativa und judicialis der heiligen Schrift geredet wurde, leitete der Examinator über auf die Accommodation und behauptete die positive bei der materialen Accommodation, daß nämlich Christus die Irrtümer seines

Volkes unter seine Wahrheiten gemischt und die Vorurteile desselben als Sätze, die Er für wahr halte, erwähnt und vorgetragen habe. Nach dieser seiner Behauptung sollte wegfallen die Lehre vom Teufel, von den Engeln, von der Versöhnung durch das Blut Christi. Dem widersprach der Examinandus auf's Entschiedenste. Die Folge davon war ein minder gutes Elogium und eine lange Wartezeit auf Anstellung. Kandidaten, die wir als Leichtfüße kannten, wurden angestellt und befördert; ernste, theologisch gut geschulte blieben unbeachtet. Von solchen Leichtfüßen weiß ich zwei, die späterhin des Amtes entsetzt werden mußten*).

Dies sind die inneren und äußeren Gründe, welche mich veranlaßten, das Studium der Theologie mit dem der Medicin zu vertauschen. Mein Wandel änderte sich dadurch im Wesentlichen nicht, nur daß ich dann und wann mit guten Bekannten ausfur nach Nörten, Drausfeld, auch wol nach dem schön gelegenen Münden. Wenn solche Ausfarten veranstaltet wurden, so waren damit nicht, wie der Student es nennt, Kneipereien verbunden. Es waren Vergnügungsfarten, die uns erheiterten und bei denen jugendlicher Frohsinn sich kund gab. Furen wir von dem Hause eines meiner Bekannten ab, so nahm ich zuvor Schiller und las eine Stelle, um mich gegen

*) Der eine wurde flüchtigen Fußes und trat nach einiger Zeit als Freigemeindler zu Frankfurt a. M. auf.

Ungebundenheiten zu schützen; das Wort des HErrn wäre der rechte Schutz für mich gewesen; doch das war nicht so aufgestellt wie Schiller's Schriften. Meine Farten nach Nörten sind mir unvergeßlich geblieben. In der Gesellschaft, mit welcher ich fur, waren Mediciner und Juristen; die blieben im Wirtshause; ich ging — der Frühling brach an — zu der Ruine Hardenberg, und habe da oft lange, bis der Abend nahte, verweilt. Während der stillen Stunden, die ich da zubrachte, war mein Herz voll von Gelübden. Das gelobte ich meinem HErrn, nie der Welt, sondern nur ihm zu folgen. Ein Gelübde nach dem andern drängte sich hervor. Mir konnte in meiner Lage viel, ja Alles genommen werden, was meinem Herzen das Teuerste und meiner Seele das eine Notwendige war; deßhalb arbeitete mein Innerstes auch, sich das nicht entreißen zu lassen; ich konnte es Gott nicht genug sagen; ich hätte es Ihm immer sagen mögen: „O, erhalte mich bei Dir!" — Kam ich zurück zu meinen Bekannten, so sahen sie mir Ernst und Stille an — aber sie ließen mich; sie wußten, was mich beschäftigte. Einen reich gesegneten Maimorgen verlebte ich in dieser Zeit im gräflichen Garten Hardenberg. Den Abend zuvor hatte mich ein starkes Gewitter in Nörten festgehalten. Früh am Morgen ging ich hinaus; ich ging in den gräflichen Garten. Die feierliche Stille des Morgens, da kein Geräusch sich hören ließ; das Erwartungsvolle, das jede Planze, die sich

nach dem Regen erhob, ausdrückte; das stille Wesen, das durch die Blätter der Bäume ging, als spräche es von Oben her zu mir; das milde Sommerlicht, unter welchem die Erde wie neugeboren aufathmete, dies Alles hob mein Gemüt; ich vergaß die Studentenwelt; das Leben und Weben in Gott und für Gott, das mich hier umgab und auf mich eindrang, versetzte mich in eine gehobene Stimmung, und was ich dachte, was ich wollte, das spreche ich am besten in Worten Friedrich Wilhelm Krummacher's aus, die sich finden in seinen „Blicken in das Reich der Gnade" S. 51: „Du, schau nach Aufgang, athme Morgenluft! so will's dein Gott. Du sollst nicht ansehn die Nacht, die dich noch umgibt; vorwärts die Augen, auf den Sonnentag, der dir entgegendämmert! Du sollst nicht stehn bleiben mit deinen Blicken bei dem trübseligen, dunklen Gesicht der Sünden, Schwachheiten und Gebrechen, die dich noch umgeben, ein Leib des Todes. Schau darüber weg nach Morgen und weide deine Augen an jenem großen Frei- und Jubeltage, der dir verheißen ist! Schwing Hoffnungsflügel durch die Luft und überfliege Nacht, Kreuz und Tod! Im Ueberfliegen liegt die Klugheit der Gerechten. — — Sei getrost, du darfst es sein. Sing' frohe Morgenlieder auch mitten in den Nebeltälern, durch die der Weg dich fürt!

Der Weg ist dir gebahnt, zersprengt das Schloß;
Durch's Abendland, durch dunkler Nächte Schooß

Fürt dich die Bahn
Nach Gottes Kanaan.
Dort liegst im lichten Morgen
Du ewiglich geborgen.
Getrost voran;
Das Kreuz macht off'ne Bahn!

Ja, vorwärts! denn der dich fürt, der heißt Immanuel: der HErr ist mit uns." *)

Der Morgen hat mich gestärkt für die nun kommenden Tage. Ostern war schon vorüber; aber noch immer fehlte das Geld, dessen ich bedurfte, um mein neues Studium zu beginnen. Da erhielt ich am 7. Mai 1827 einen Brief von meinem Onkel des Inhaltes, in drei Wochen meine Angelegenheiten zu ordnen zur Abreise, um den Sommer bei ihm zuzu-

---

*) Nach beendigtem Morgengange schrieb ich meine Gedanken in folgenden Worten nieder:

Ziehet Wolken, ziehet weiter
Sonne ist mir nah' und warm; —
Wird es hier auch nimmer heiter,
Ruh' ich doch in Gottes Arm.

Still ist's draußen, stille, stille;
Ist's auch still in meiner Brust?
Regt sich da kein and'rer Wille,
Als an Gottes Will' die Lust?

Leise neigt sich, leise hebt sich
Halm an Halm mit Thau beschwert; —
Warum ist dir, Herz, nicht reichlich
Demut, Gottvertrau'n beschert?

Wolken ziehen — Luft ist leise,
Segen Gottes trägt das Feld.
Hast du Gottes Wort zur Speise,
Ziehst du ein in's Himmeszelt.

bringen. Die Nachricht hatte ich nach dem, was vorangegangen war, nicht erwartet, nicht erwarten können. Was mir bevorstand, wußte ich, auch ohne nähere Angabe von Seiten meines Onkels. Mein Leben verlor nun für's erste ein bestimmtes Ziel; ich fühlte mich dann und wann ohne Halt, fremd in Mitten des Studentenlebens. Eines Tages innerhalb dieser mir gesetzten drei Wochen ging ich zum Badehause. Bis das Bad bereitet war, trat ich in den Garten, der wol eben nicht von Studenten betreten wurde. Hier sah ich eine Kranke, angelehnt in einem Lehnstule und neben ihr das schöne Antlitz einer blühenden Jungfrau, die der Kranken als Pflegerin zur Seite stand. Es waren die Geschwister Tuckermann, Töchter des Bürgermeisters T. zu Göttingen. Ich schien sie etwas zu beunruhigen, obgleich ich augenblicklich zur Seite trat. Dieser Anblick aber erregte in mir den Gedanken: „Sieh' hier die Liebe, die sich ganz im Dienste des Andern aufopfert, — und du hast kein Lebensziel. Nimm auch du jetzt an, wozu Gott dich ruft, und sollte es dir auch Opfer kosten! — So ging ich wol wehmütig, aber doch gefaßt dem Tage meiner Abreise entgegen. Meine theologische Büchersammlung schickte ich zuvor zum Auctionator und beauftragte einen meiner Bekannten, das daraus gelös'te Geld in Empfang zu nehmen. „Alle diese Bücher willst du verkaufen?" so fragte er verwundert. Ich antwortete ihm: „Sie haben

für mich keinen Wert, denn ich kann sie nicht gebrauchen." Unter ihnen befanden sich die Werke von Gesenius, von Eichhorn, Bretschneider, Stäudlin u. s. w. Nur die symbolischen Bücher unserer Kirche, das griechische neue und hebräische alte Testament, auch Winer's biblisches Reallexikon behielt ich, sowie auch Gesenius' hebräisches Lexikon nebst Grammatik. — Am 26. Mai 1827 verließ ich Göttingen, so ganz anders, als ich dahin gekommen war, wie ich es zu Anfang des III. Abschnittes aufgezeichnet habe. Meine Bekannten hatten sich verabredet, mir von Nörten aus — vor dem Wirtshause führte die Chaussée vorüber — das Lebewol zuzurufen. Als die Postkutsche dasselbe gegen 7 Uhr Abends erreicht hatte, riefen sie mir das „Vale! Fave!" zu und hinter mir erscholl noch der laute Ruf: „Auf Wiedersehn!" Ja, ich habe Einzelne von ihnen wiedergesehn, auch Den noch, der auf den Schlag der Postkutsche sprang und mir treuherzig die Hand drückte, den aber das spätere Leben nicht ohne seine Schuld in eine harte Schule genommen hat. Er heiratete früh, und zwar mit Verletzung der Treue gegen eine Andre. Seine Frau, ohne die, wie er meinte, nicht glücklich sein zu können, erblindete und Jare lang hat er sie verpflegt; er selbst geriet in häusliche Sorgen und Bedrängnisse, und schon seit Jaren umschließt der Sarg sein Gebein. Andre von ihnen habe ich nie wiedergesehn.

Am 18. October 1827 kehrte ich auf Wunsch mei-

nes Onkels nach Göttingen zurück, aber nicht — so war sein Wille — um Medicin zu studiren; da die Verhältnisse in Göttingen ganz dieselben, wie zuvor, waren, so benutzte ich die Bibliothek, sammelte mir einen Vorrat von Kenntnissen, den ich anzulegen hoffte, um mein Fortkommen für's erste zu sichern, absolvirte mein Triennium und studirte noch ein Semester länger, bis ich am 26. October 1828 Göttingen auf immer verließ, nicht als Einer, der dem geistlichen Amte entgegenging, sondern als Einer, der das feste Vertrauen hegte, Gott werde ihm einen Weg öffnen zu seinen Fortkommen, wenn er fest halte an dem Worte des HErrn, — und die Hoffnung ist nicht zu Schanden geworden. Der treue Gott hat geholfen. Ihm allein die Ehre!

Mein Onkel sprach während meines Aufenthaltes bei ihm über mein Studium nie direct zu mir. Er hatte es gern, wenn ich auf seinen Spaziergängen ihn begleitete; er hatte sich zuvor gegen meine ältere Schwester, die bei ihm war und ihn meisterhaft, ohne sich zu verstellen, zu nehmen wußte, ausgesprochen; durch sie erfur ich, wie er über meine Lage und Zukunft dachte. Ernstlich erwog ich das. Ich war der Meinung: er müsse die mir gegebene Einwilligung, Medicin zu studiren, zurücknehmen, nicht deßhalb, als könne oder wolle er mir nicht die Mittel zu diesem neuen Studio geben, sondern um meinetwillen: ich müsse das einmal ergriffene Studium fest-

halten und mich durcharbeiten durch Zweifel und andre Hindernisse; das sei für einen jungen Menschen besser, als hin- und herzuschwanken, zumal wenn doch auch nicht entschiedene Neigung zum ärztlichen Berufe vorhanden sei. Mir lag es schwer auf dem Herzen, meinen Onkel zu neuen, großen und anhaltenden Geldausgaben für mich zu veranlassen, zumal ich schon über zwei Jare mich auf der Universität aufgehalten hatte. Wenn auch seine Vermögensumstände nicht im geringsten dadurch angegriffen worden wären, wenn meine Studienzeit noch länger fortgedauert hätte, so entschied ich mich nach längerem Beraten mit mir selbst dafür, der Theologie nicht völlig zu entsagen, sondern zu warten, wie ich in den beiden Jaren, die ich bis zu meinem Examen noch verfließen lassen konnte, zur Theologie und zu unsrer Kirche würde zu stehn kommen. Das letzte Jar in Göttingen — denn dahin sollte ich zurück, wollte ich so anlegen, mich in sprachlicher und geschichtlicher Hinsicht mehr zu begründen, um nach Beschluß meiner Studien die beiden mir dann noch freien Jare im Dienste Andrer zu verwenden und mein eigenes Fortkommen etwas festzustellen. Auf einem unsrer Spaziergänge — wir gingen weit und waren allein mit uns — teilte ich meinem Onkel mein Vorhaben mit und bat um seine Genehmigung dazu. Er nahm es freundlich auf und gab mir den Bescheid, in einigen Tagen sich gegen mich zu erklä-

ren. Von da an wurde er wolwollender gegen mich; ich erhielt seine Genehmigung ohne viele Worte nur mit dem Vermerk, daß ich meinem ausgesprochenen Vorhaben treu bleiben müsse, dann könne ich seiner Unterstützung, wie zuvor, gewärtig sein. So verfloß mir die Zeit bis zum 18. October 1827, indem ich aus der Bibliothek meines Onkels Rapin's Geschichte Englands und mehre Werke aus dem Befreiungskriege — welche namentlich ihn interessirten — studirte und fleißig mich im Griechischen übte, worin ein Lehrer am dasigen Gymnasio, den ich kannte, mir behülflich war. — Das letzte Jar meiner Studienzeit habe ich still und zurückgezogen verlebt. Meine Bekannten waren nicht mehr da, nur noch sehr wenige, mit denen ich wol dann und wann zusammenkam und kleine Ausflüge machte. Meine Zeit verwendete ich so, wie ich meinem Onkel versprochen hatte. Um doch Ein Kollegium zu besuchen, ging ich zu dem nun schon außerordentlichen Professor der Theologie Reiche und hörte bei ihm Einleitung in's neue Testament. Er war gemäßigt in seinem Urteile und hielt sich fern von allen Hypothesen. Für das Sommersemester benützte ich nur die Bibliothek und wurde deshalb am 10. August 1828 zum Herrn Prorector, dem Juristen Hofrat Bergmann, citirt, um mich über mein Verhalten zu rechtfertigen. Er wurde durch die Darlegung meiner Gründe befriedigt, und ich blieb ungestört in meinen Studien bis zu meinem

Abgange. Eine Brocken-Reise, welche am 23. August 1828 mit dem Dr. jur. K . . . . . . r unternommen wurde, erheiterte und erfrischte mich, obwol der Brocken in Wolken eingehüllt uns alle Aus- und Fernsicht verweigerte. — So still, so unbemerkt, so ernst wie ich, ist wol nicht leicht ein Student oder ein bemoster Bursche von Universitäten abgezogen. Nicht Sang, nicht Klang, nicht Gustav Schwab's so oft gesungenes und schmerzlich empfundenes „Bemoster Bursche, zieh' ich aus" ertönte. Einige meiner Bekannten begleiteten mich zur Post, und Mitternachts Schlag 12 Uhr fur ich von Göttingen ab am 26. October 1828. Meinem Herzen war mehr genommen, als gegeben; Kindesfrömmigkeit und Einfalt war genommen, ob an wissenschaftlicher Bildung etwas gegeben worden war, lasse ich dahingestellt sein. Kein Dank regte sich in meinem Herzen; ich fühlte eine große Leere; an keinen der Professoren gedachte ich in Liebe oder Hochachtung. Tempi passati! Konnte auch ich nicht mehr sagen, als: dahin! dahin!? Nach meiner Ueberzeugung konnte ich nichts Andres sagen. Bleibendes war mir von den Kathedern nicht gegeben; das Gegebene mußte ich wegwerfen. — Was ich gewünscht, mir baldigst einen Wirkungskreis zu schaffen, gelang nicht. Mein Onkel hatte mich für's erste zu sich eingeladen; als es nun aber darauf ankam, nicht Geld, sondern ein bittendes Wort zu geben, da zog er sich zurück und blieb sei-

nem Grundsatze treu. Da hat Mutterliebe in reichstem Maße sich an mir erwiesen. Sie nahm mich auf. Christliches Leben verbreitete sich immer mehr, freilich unter den schärfsten Spott- und Lästerreden. Es fand bei mir Eingang, und mein früherer Lehrer, der damalige Gymnasialdirector S., stand mir treulich zur Seite. Ich las Hengstenberg's „Christologie des alten Testaments", die 1829 erschien; las Tholuck's „Wahre Weihe des Zweiflers", die ich schon zu Göttingen, und nicht de Wette's „Weihe des Zweiflers" hätte lesen sollen, und studirte Tholuck's Kommentar zum Römerbriefe, doch besonders den Brief selbst. Die theologischen Gespräche in einem sogenannten Kandidatenklubb, an welchem ein junger Garnisonprediger, ein Seminarinspector, der gedachte Gymnasialdirector und einige Kandidaten Teil nahmen, berichtigten mich in meinen theologischen Ansichten und ermutigten mich, mich zum theologischen Examen zu melden. Aber wohin? Ich bat um Zulassung zum Examen bei dem Konsistorio des Ortes, in welchem ich geboren. Die Behörde rescribirte: Mein Vater habe sich nur 6 Wochen mit mir dort aufgehalten; das berechtige mich nicht, Zulassung zum Examen daselbst erwarten zu dürfen. Das Konsistorium des Ortes, in welchem ich das Gymnasium besucht hatte, lehnte meine Zulassung zum Examen ab mit dem Bemerken: Der Besuch des Gymnasiums sei kein Grund, mir den Zutritt zum Examen zu gewähren.

Noch bei einem dritten Konsistorio petitionirte ich, erhielt aber die Nachricht: Die Zal der Kandidaten sei so groß, daß es für mich nicht wünschenswert sei, dieselbe noch zu vermehren. So reichte ich beim Ministerio mein Gesuch ein, und dasselbe entschied für das letzte Konsistorium, an welches ich mich gewendet hatte. Mit diesem Schritt eröffnete sich mir zugleich die Aussicht, nach bestandenem Examen in sehr angenehme Hauslehrerverhältnisse zu treten. Die Vorbereitung auf mein Examen betrieb ich gewissenhaft unter häuslichen Leiden. Meine beiden Brüder erkrankten am Nervenfieber, einer nach dem andern. Am 30. September 1830 wurde ich examinirt, mein jüngerer Bruder zur Gruft bestattet. Mir blieb dies verschwiegen bis zu meiner Rückkehr; da merkte ich an der Stille im Hause, was vorgegangen sei. Die völlige Zufriedenheit meines Examinators hatte ich mir nicht erworben; was mir bevorstand, wußte ich, so bald ich erfur, von wem ich examinirt werden solle. In jener Zeit herrschte der Rationalismus noch zu sehr, als daß ein bibelgläubiger Theolog auf die Anerkennung seiner Leistungen hätte rechnen oder hoffen dürfen. Verschmerzen konnte ich es; ich ließ mich leiten von Christi Geist, und eitler Ehre war ich nicht geizig. Am 16. October 1830 trat ich in meine neuen Verhältnisse ein; ich war Hauslehrer in einer der größeren Städte Deutschlands und in einer angesehenen Familie, hatte,

— was damals bedeutend war — über 200 Thaler Gehalt und, die Wäsche ausgenommen, freie Station; dazu erwarb ich mir das Wolwollen der Familie und die Liebe und Achtung der mir anvertrauten Kinder. Gott hat mir reichlich ersetzt, was mir zuvor genommen war. Herzliche Teilnahme erfur ich an dem, was ich erlebt hatte, eine Teilnahme, die auf zarte Weise einging in meine Verhältnisse, um mir das Schwere zu erleichtern, welches wol bemerkbar für Andre auf meinem Herzen lag und sich besonders durch's Auge aussprach. Geistesbildung mit einem edlen Herzen verbunden und ein feiner Ton, der nicht blos angenommen war, traten im Umgange und im häuslichen Zusammenleben mir überall entgegen. Treue elterliche Sorgfalt wurde den Kindern gewidmet sowol für den Unterricht, als auch für die Erziehung; nie wurde von den Eltern Mißtrauen gesetzt in die Unterweisung, oder in die Zucht ihrer Kinder und die wöchentlichen schriftlichen Zeugnisse über dieselben haben die Eltern stets gewissenhaft erwogen und auf passende Weise ihre Kinder belehrt oder bestraft. Das Wohnhaus lag sehr angenehm, war geräumig mit hohen Zimmern und so eingerichtet, daß Geschmack und Wolhabenheit sich kund gaben. Von meiner Wohnstube blickte ich auf eine Lindenallee, innerhalb welcher der breite Weg für die Fußgänger, zu beiden Seiten derselben die macadamisirte Straße für Reiter und Wagen

sich hinzog. Nach Osten hin waren parkähnliche Anlagen, hinter welchen ich den Fluß sah, und weiterhin setzten sich die parkähnlichen Anlagen fort, die sich auch im Westen befanden. Bei schönen, stillen, heiteren Sommerabenden mit Mondbeleuchtung trug die Kinder und mich ein leichter Kahn auf dem Wasser des Flusses an den mit Sommerwohnungen bedeckten und mit Wiesengrund und Buchen geschmückten Ufern dahin. Eine solche Stille herrschte, so bewegungslos war das Wasser, daß der Ruderer sagte: „Ich merke es am Zuge des Ruders, wenn ihr eure Hand der Breite nach gegen den Zug in's Wasser haltet; man hörte die Tropfen des Ruders fallen, und wir fühlten uns wie hinschwebend in dem leichten Kahn. Solche Abende mit den durch sie geweckten Stimmungen lassen sich nicht beschreiben. — Die Töchter des Hauses waren geweckter, als die Söhne; die letzteren, etwas lethargisch, waren nur meiner Unterweisung übergeben. Der Vater interessirte sich sehr für Jahn, dessen „Das deutsche Volkstum" er gelesen hatte. In Jahn lag ihm etwas Prophetisches; er bewunderte es, daß grade zu der Zeit, als Deutschland 1811 von den Franzosen geknechtet war und der Deutsche kaum an eine Befreiung von diesem Joche zu denken wagte, ja, sich selbst mit Annahme französischer Sitte in dasselbe fügte, ein Mann, wie Jahn, den deutschen Geist zu wecken, hervorzurufen und zu beleben bedacht war, den

Deutschen auf sich selbst zur Besinnung zu bringen suchte und so der Befreiung Deutschlands nicht nur entgegensah, sondern auch vorarbeitete. Auch Jahn's Charakter hielt er hoch in Ehren; Biederkeit in rechtem Sinne des Wortes sprach er ihm zu. Er hatte einzelne junge Männer aus der Burschenschaft kennen gelernt, namentlich einen Dr. P . . . . . . r, der zum Professor Wesselhoeft nach den Vereinigten Staaten in Nordamerika gezogen war, die zu Köpenick wegen beschuldigter Demagogie ein Paar Jare Strafzeit abgehalten hatten, und durch diese fühlte er sich zu Jahn noch mehr hingezogen. Daß er große Bedeutung dem Turnen zugeschrieben und Großes davon erwartet hätte, kann ich nicht sagen; auch lagen ihm Gesinnungen und Bestrebungen, wie Karl Follèn sie in seinem Gesange:

„Menschenmenge, weite Menschenwüste,
Die umsonst des Geistes Frühling grüßte,
Reiße, krache endlich, alles Eis!
Stürz' in starken, stolzen Meeresstrudeln
Dich auf Knecht und Zwingherrn, die Dich hudeln,
Sei ein Volk, ein Freistaat, werde heiß!"

ausspricht, ganz fern; solchen tumultuarischen Bewegungen war er feind. Was aber wird er gesagt haben, wenn er späterhin gelesen, wie Heinrich Steffens in seinem „Was ich erlebte", Bd. VIII, S. 306 ff. über Jahn sich ausspricht; denn bei aller Gerechtigkeit, die er Jahn's Vorhaben und dessen Charakter

widerfahren läßt, beschuldigt er denselben doch einer gewissen Rohheit und läßt ihn Tiraden halten. — Durch den Vater meiner Zöglinge lernte ich das Leben in den schottischen Gemeinen kennen; er selbst hielt sich jedes Jar mehre Monate zu Edinburg und Glasgow auf. Er gab mir Thomas Chalmers' „Sermons" und dessen „The evidence and autority of the christian revelation" zu lesen und er vermehrte namentlich durch die „Sermons" die Liebe in mir, welche ich schon zu der presbyterianischen Kirche gefaßt hatte; denn in diesen „Sermons" war christliches Leben. Es waren nicht Worte: die Heilswahrheiten waren erlebt und so kamen sie aus einem Herzen, das sich dieselben angeeignet, und mit kräftiger Beweisfürung und eindringender Rede wurden sie ausgesprochen. Was ich so sehr wünschte und wonach mein ganzes Herz verlangte, daß Christi Sinn sich im Gemeinleben auspräge, daß dieses Leben in der Kraft Christi und Seines Geistes sich bethätige und bewähre im Erdenwandel und im Heimgange, — das gerade, sagte mir der Vater meiner Zöglinge, finde sich in der schottischen Kirche. Damals fragte ich nicht danach, ob es recht sei, daß diese Kirche sich der Staatsgewalt entziehe; es lag mir damals ganz fern, darüber zu streiten, ob die Kirche ohne Staat und der Staat ohne Kirche fertig werden könne; aber es lag mir Alles daran, einen lebendigen Christum zu haben und mit ihm in persönlicher Ge-

meinschaft zu stehn, damit ich, was ich lebe, aus Ihm und für Ihn lebe. Zu meiner großen Freude erhielt ich die Aussicht, selbst an Ort und Stelle das Leben in der schottischen Kirche näher kennen zu lernen. Selten sprach der Hausvater über seine eigene religiöse Ansicht; er beobachtete da große Vorsicht; nur eines Morgens hielt er mich im Gespräche fest; er meinte: die Lehre von der Erbsünde sei eine augustinische und keine biblische. Auf meine Bemerkung, daß Augustin sie der Bibel entnommen habe, äußerte er etwas betrübt: Mir widersteht diese Lehre; ist denn wirklich unsre menschliche Natur so verderbt, wie Augustin sie bezeichnet?" Ich fürte einige alt- und neutestamentliche Sprüche an und bedeutete ihn, daß das ganze Erlösungswerk auf dieser Grundlehre beruhe. Er schwieg; seitdem hat er gegen mich nie wieder einen religiösen Gegenstand zum Gespräch gemacht; obwol er sonst mit großer Ehrerbietung Sachen der Religion behandelte. Große Freude gewährte mir der Umgang mit einem jungen Manne, der mit in dem Hause der Familie lebte, in welcher ich Lehrer war. Er stand mit mir in gleichem Alter und, obwol dem Kaufmannsstande angehörend, besaß er gute Schulbildung, war in der Literatur der neuen Sprachen gut bewandert und hatte sich durch Hülfe christlicher Erkenntniß ein richtiges Urteil erworben. Wir näherten uns von dieser Seite aus. Durch die Predigten eines einzigen bibelgläubigen Pastors unter den vielen un-

gläubigen an unserm Orte, der mit großer Lebendigkeit und einem von der göttlichen Wahrheit erfüllten und bewegten Herzen, dem man die Liebe Christi abfühlte, predigte, hatte er dem gewönlichen Treiben der jungen Leute in großen Städten entsagt und angefangen in Selbstverleugnung Christo nachzufolgen. Er besaß eine gut gewälte Büchersammlung, aus welcher er mir lieh Sartorius' „Apologie des ersten Artikels der augsburgischen Konfession gegen alte und neue Gegner", welche damals gerade erschienen war und gewiß Vielen, wie auch mir, die Augen über die Wahrheit einer der Hauptlehren unserer Kirche, der Dreieinigkeitslehre, geöffnet und Zustimmung abgewonnen hat. Bald darauf las ich auch die Apologie des zweiten Artikels der augsburgischen Konfession von demselben Verfasser. Für diese Mittheilung und die Weise, in welcher er sie mir darbot, bin ich dem jungen Manne dankbar geblieben. Auch machte er mich auf Agnes Franz' lyrische Gedichte aufmerksam, die der Ausfluß eines innig-frommen, Christum liebenden Herzens sind. In seiner Stube hing neben andren Bildern, die Gegenstände aus der heiligen Schrift darstellten, das des großen Christoph. Er sah es gern, wie die mächtige Gestalt das Wasser durchschritt mit dem Kinde auf den Schultern und wie sich Beides in dem Antlitz des Mannes aussprach: die Wucht auf seinen Schultern und die Willigkeit nebst der Anstrengung, das Ufer zu erreichen. In des Kindes Antlitz aber lag milde

Freundlichkeit und durch Auge und Gesichtszüge sprach sich der Gedanke aus: ich will dich besitzen. Er sagte mir nichts, wenn wir vor diesem Bilde standen; ich wußte aber, was in seiner Seele vorging — und auch er hat tragen müssen. Mitten aus seiner Thätigkeit und aus seinen ihm recht lieb gewordenen Verhältnissen wurde er plötzlich herausgerissen. Sein Vater starb unerwartet; er, als ältester Sohn, mußte sich der Mutter und der jüngeren Geschwister annehmen; er mußte in das Geschäft seines Vaters eintreten. In der Schnelligkeit, mit welcher er ging — er hoffte noch auf kurze Zeit wiederzukommen —, hatte er sich mir nicht verabschiedet. Bald nach Ostern 1834 las ich die Nachricht, er sei am 29. März des Jares vor dem Auferstehungstage des HErrn am Beinbruch und Nervenfieber, 28 Jare alt, gestorben. Ueber sein Ende erfur ich nur dies: er sei auf einer Geschäftsreise in einem leichten Fuhrwerk umgeworfen, habe das Bein gebrochen, wozu das Nervenfieber getreten sei. Der Ausgang dieses jungen Mannes aus dem Leben, der ein Segen den Seinen und Andren hätte werden können, bewegte mich tief und rief manche Gedanken hervor. Er war immer gemäßigt in seinem Urteile und er hat mich nie verletzt, auch wenn seine Ansicht noch nicht Eingang bei mir fand; nur über Byron urteilte er zu scharf und er erwog nicht, von welcher Seite aus ich mich mit ihm beschäftigte.

Um diese Zeit erhielt ich die Citation zum dritten Examen. Ein paar Monate hatte ich noch zur Vorbereitung auf dasselbe. Meine Verhältnisse mußten sich lösen, obwol sie nach dem Examen noch hätten fortbestehn können; doch durfte dies nicht geschehn, da ich mich in Predigerfamilien noch etwas umzusehn hoffte. In den Jaren, in welchen ich damals stand, überwindet sich der Wechsel, der in unser Leben eintritt, leichter; es ist der Drang zum Ziele, das noch auf Erden erreicht werden soll, und um deßwillen, heißt es, darfst du dich nicht halten lassen. Was du jetzt hast, sind Anfänge; du mußt nun weiter bauen. Lieb gewordene Personen schließt man in's Herz und eine reiche schöne Natur belebt die Phantasie immer wieder. Ich nahm Abschied von dem, was mir lieb und wert geworden war, und schrieb noch eines Abends die Worte nieder:

„Noch hast du dich in Grün gekleidet,
Du lieber, oft besuchter Wald!
Doch über dürre Blätter weidet
Der Hirt die scheue Herde bald.

Doch, wenn auch deine Blätter fallen,
Fällt doch die Hoffnung nicht mit ab;
Wenn Lieder nicht aus dir erschallen,
Sinkt doch das Leben nicht in's Grab.

Und seh' ich dich auch grün nicht wieder,
So sieht ein andres Auge dich
Und höret deine Frühlingslieder
Und denkt in Liebe auch an mich."

Meine Mutter nahm mich auf, und ich konnte in aller Ruhe ungestört mich auf das Examen vorbereiten. Ich bestand es im Spätherbst, indem ich zwei Examinatoren hatte, von denen der eine alt- und neutestamentliche Exegese trieb, der andere systematische Theologie und Kirchengeschichte nahm. Den einen dieser Herren hatte ich schon beim zweiten Examen zum Examinator gehabt; der andere war mir unbekannt, er war Generalsuperintendent und erschien nur auf dem Konsistorio zu den halbjärlichen Prüfungen der Kandidaten. Beide Herren waren Rationalisten, und der Herr Generalsuperintendent kam mir sehr ordinär vor, welches sich auch in seinem Benehmen zu erkennen gab. Als ich ihm meine Aufwartung machte, redete er mich so an: „Von wannen kommen denn Sie?“ Die Anrede machte mich stutzend und verletzte mich. Lag darin nicht ausgesprochen und ziemlich wegwerfend: „Woher kommst denn du, obscurer Mensch? Wo in aller Welt hast du dich aufgehalten?“ Einige oberflächliche Fragen und Antworten wurden gewechselt, und ich sah den Herrn am grünen Tisch wieder. Ueber meine theologischen Kenntnisse äußerten sie sich zufriedengestellt; aber gegen meine theologische Richtung, wie sich dieselbe namentlich in Predigt und Katechese kundgegeben, hatten sie viel einzuwenden und es ging mir aus ihren Mitteilungen hervor, daß ich bei der großen Anzal von Kandidaten für's Erste noch nicht auf An-

stellung hoffen könne. Auf den Bescheid war ich gefaßt. Durch den mir befreundeten Gymnasialdirector suchte ich nun das Predigerleben, namentlich auf dem Lande, kennen zu lernen; denn er war mit mehren Landpredigern bekannt. Den aber, zu welchem ich in nähere Berührung trat, mußte er nicht persönlich kennen, sonst hätte er mich zu dem nicht gefürt. Derselbe war während der Zeit des Befreiungskrieges Konrector an einem kleineren Gymnasio gewesen. Wie geistlos und geisttödtend er da den Unterricht betrieben, will ich hier gleich voranstellen. Im Lateinischen unterrichtete er nach der großen Bröderschen Grammatik. „Sag' die Regel, die obenan auf der 170. Seite steht" — herrschte er einem Schüler zu. Oder: „Sag' auf der 180. Seite die 4. Regel von unten an." Ich nenne hier nur beliebige Seiten, um die Art seines Unterrichtes zu bezeichnen. Das nannte er den Schülern Kenntniß der Grammatik beibringen. Einer seiner Schüler hat mich aber späterhin versichert, er habe nicht die leichtesten Beispiele verstanden, noch viel weniger die Regel durch das Beispiel erklären können; aber dennoch hätten die Worte ohne Sinn fortgesetzt werden müssen. Von diesem Manne hieß es: er habe christliches Leben und dasselbe spiegle sich auch in seinem ganzen Hauswesen ab. Als ich ihn etwas näher kennen gelernt hatte, hätte ich von ihm sagen können, aber in ganzem Ernste, was Robert Reineck scherzend in dem

Gedicht „Gefärliche Nachbarschaft“ von sich und den beiden künstlerischen Richtungen in seiner Seele sagt:

„Ach, was ist das für ein Grausen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in einer Seele hausen!
Nimmer gibt es schlimm're Wichter.“

So gibt es auch gewiß keine schlimmeren Wichter, als wenn Pastor und Landwirt in Einer Seele hausen, aber so, daß der Landwirt das Uebergewicht hat. Späterhin habe ich einen Pastor kennen gelernt, der Kunstgärtner war. Er verstand sich auf Levkojen-Zucht. Ein großer Teil seines Gartens war mit diesen Blumen angefüllt, und zur Zeit der Reife des Samens saßen er, Frau und Kinder, um denselben zu sortiren und in kleine Päckchen zu schließen zur Versendung. Er vergaß über der Pflege seiner Blumen seine Amtsgeschäfte; denn sein Blumengeschäft brachte ihm järlich wol 300 Thlr. ein. Seine Amtsgeschäfte vergaß der Pastor nicht, bei dem ich war; aber der Acker mit seinem Ertrage lag ihm sehr am Herzen und die Säue mit ihren Ferkeln belebten nicht nur seinen Hof, sondern auch seine Gedanken. In diesem landwirtschaftlichen Treiben, das jaraus, jarein sich wiederholte, war er, wie man sagt, verbauert und versauert, und seine Frau, sehr indolent, konnte und verstand nichts Andres. Blicke ich auf das äußere Leben: Hausandacht im eigentlichen Sinne des Wortes wurde nicht gehalten; der Pastor sam-

melte nicht seine Dienstboten um sich; er erklärte nicht eine Bibelstelle; er betete nicht aus dem Herzen; er leierte vielmehr ein Morgen- und Abendgebet ab und stets dasselbe. Die häusliche Einrichtung war wie die eines Bauern: man aß von Zinn; man saß auf hölzernen Schemeln; die Suppe wurde in einer hohen irdenen braun glasurten Schale und die Gemüse in ähnlichen Kümmen aufgetragen. War gekochte Milch die Vorspeise, so umwickelte Frau Pastorin den zinnernen Löffel mit der über die Milch sich gesetzten Flotthaut und schlenkerte dieselbe in die Stube hinein; die Kinder konnten essen, wie sie wollten, was sie wollten und so viel sie wollten. Der jüngste Knabe, 6 Jare alt, begehrte einmal alle Sauce des gekochten Obstes, und als sie ihm verweigert wurde, stellte er sich in die Stube und brüllte aus Leibes Kräften. Das war nach des Vaters Meinung freie Entwickelung des Kindes, auf die er allerdings in dieser Weise nicht zu halten, noch zu sorgen brauchte. Zum Anfange des Mittags- und Abendessens beteten die Kinder, der Vater nicht; geschlossen wurde nie mit Gebet. Am Abend saßen die Kinder mit hölzernen Pantoffeln am Tische. Klapp, fiel der eine, klapp, der andere von den Füßen; das störte den Vater gar nicht. Neben der Stube wiegte eine Nichte des Pastors das jüngste Kind in den Schlaf; das Wiegenlied war: „Lasset die feurigen Bomben erschallen! Piff, paff, puff und falderal-

dera!" — Glockenzüge waren nicht angebracht; begehrte man etwas, so mußte man selbst gehn, oder rufen. Beides konnte die alte Mutter des Pastors nicht; denn sie hätte wol schreien müssen, um aus des Tages Geschäften Jemanden zu ihrer Hülfe zu bekommen, und gehn konnte sie nicht mehr. So lag denn ein fingerdicker, ziemlich langer Stock neben ihr auf dem Tische; begehrte sie etwas, so versetzte sie der Tischplatte mit demselben so starke Schläge, daß auch Entferntere herbeigezwungen wurden. — Blicke ich auf das amtliche Leben des Pastors, so war er in Abwartung seiner Amtsgeschäfte treu und in seinem sittlichen Wandel unanstößig; er studirte aber nicht, und eine Bibliothek habe ich bei ihm nicht gesehn. Er hatte kein Arbeitszimmer; in der Wohnstube, zu welcher Jeder Zutritt hatte, hielt er sich auf. Seine Predigten waren ungenießbar, nicht disponirt; ich hatte früher wol von Salbadern gehört; das hörte ich nun in seinen Predigten. Seine Anrede in denselben war: „Christen, meine Freunde!" Er sprach aber: Chrīsten (mit lang gezogenen „i") meine Freinde (mit Verwandelung des „eu" in „ei"). Oft kam in seinem langweiligen Geschwätz vor: „Wenn es so locket und ziehet"; das Wort „locket" sprach er aber „lacket" aus. Was locken und ziehn sollte, kann ich nicht angeben. Er nahm auch wol auf der Kanzel nach seiner Meinung eine imposante Stellung an. Er stemmte nämlich den

linken Arm in die Seite und stand dann in schräger Richtung. „Süh“ — sagten die Bauern —, „nu grippt he an.“ Die schlichteste Textauslegung hätte mich befriedigt mit Hinzunahme guter Gesänge; aber solcher Gottesdienst war eine Karrikatur von dem, was Gottesdienst sein soll. Die Kinder taufte, die Brautleute traute er im Hause nach einem Formular, das sich immer wiederholte. Er wollte Schleiermacher's Dogmatik studirt haben; gelesen mochte er sie haben, studirt aber nicht. Hätte er Schleiermacher's Predigten zu Hülfe genommen, so würde sein Urteil über die Glaubenslehre desselben ein begründeteres geworden sein. Das aber hatte er nicht gethan; deshalb erkannte er auch, was er 13 Jare nach Herausgabe derselben wol hätte erkennen können — es war Schleiermacher's Todesjar —, gar nicht, wie Schleiermacher zur christlichen Lehre stehe. Er erkannte nicht, daß Schleiermacher eigentlich einen Christus und auch die Glaubenslehre aus sich heraus construire; daß er wol sehr gut von Christo und vom Glauben reden könne, daß das aber nicht der biblische Christus, nicht der biblische Glaube sei. Das wahre Verdienst Schleiermacher's, dem Rationalismus seiner Zeit gegenüber, uns zum Glauben und zu Christo zurückgefürt zu haben, wußte er nicht in gebürender Weise zu würdigen. Doch, das zu zeigen, gehört nicht hierher. Bemerken will ich nur, daß ich mich nie habe zu Schleiermacher stellen können. Bei aller Geistes-

kraft und Schärfe und Klarheit, bei allem stolzen Selbstvertrauen, wie sich das in seinen Monologen ausspricht, und wodurch er wol ein jugendliches Herz zu sich erheben und groß machen kann — ich denke an die „vielbewunderten" Worte: „Ungeschwächt will ich meinen Geist in die spätern Jare bringen; nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehn; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen, stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie und Nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Tore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe" u. s. w. —, habe ich mich nie zu ihm hingezogen gefühlt. Wie kam das? Der Autor, von welchem ich empfange oder der mein Fürer werden soll, muß hinsichtlich seines Wandels nichts Anstößiges haben; mit ihm trete ich in einen geistigen Konnex; mit ihm schließe ich einen geistigen Bund, der auch jenseits sich nicht lösen darf; denn ich bitte Gott und hoffe zu Ihm, daß Er mich gnädig dahin kommen läßt, wo jene von Ihm reich ausgestatteten Seelen sind, mit denen ich mich hier geistig zusammengelebt habe, um dort von ihnen weiter gefördert zu werden, wozu hier der Anfang gemacht worden ist. Ich hoffe, daß dort ein Erkennen Derer stattfindet, denen ich mich hier als meinen geistigen Fürern anvertraut, auch wenn ich sie hier mit leiblichem Auge nicht gesehn, und ein liebevolles An- und Aufnehmen von

ihrer Seite, auch wenn ich leiblich ihnen hier nicht nahe gestanden bin. Ja, es kann mich innerlich freudig bewegen, wenn ich es mir vorstelle, dort die Unterweisung eines Wilhelm Steiger, Hermann Olshausen, Alexander Vinet, Adolf Monod, eines Neander wieder zu gewinnen, von Theremin, wie in seinen Predigten und in seinen Gesprächen der Seele mit Gott, erbaut, von Albert Knapp durch Lieder im höchsten Chore erhoben und durch Gotthilf Heinrich von Schubert in himmlische Geheimnisse tiefer eingefürt zu werden. Auch trete ich hier mit Blumen, die ich pflege und liebe, in eine gewisse seelische Verbindung; mit Blumen deshalb, weil des Himmels Licht sie zieht und nähret; aber sie müssen irgend eine christliche Tugend versinnbildlichen. Auch die hoffe ich, verklärt, dort wiederzufinden; denn, wie Menken in seinen Homilien über das 12. Kapitel des Hebräerbriefes S. 337 sagt: „Hier freut man sich der schönen Welt Gottes; hier will man aus jedem Wurm und jedem Sandkorne alle göttlichen Vollkommenheiten ersehn und erweisen; hier singt man: Seine Sonn' und Sein Perlenthau, die das niedrige Thal und die ewigen öden Alpen befruchten, spiegeln überall Gott, überall Gottes Glanz, — und dort soll gar nichts sein, das Spiegel Gottes und göttlichen Glanzes sein könnte? der Himmel des Himmels aber darin bestehn, daß dort ewige Leere und Oede ist? Keine Sonn' und kein Perlenthau, keine Blume und keine

Frucht; kein Auge, das da sieht, und keine Dinge, die gesehn werden; kein Ohr, das da hört, und keine Zunge, die Töne der Freude und des Gesanges hervorbringt; kein Mund, der Worte der Liebe spricht und Worte der Lehre und Erkenntniß? Die ganze Seligkeit des ewigen Lebens das armselige: ,cogito, ergo sum'; nach der falschen Voraussetzung, daß man auch ohne Körper denken kann" u. s. w. Tholuck würde ich auch nennen; seine Stunden christlicher Andacht sind mir und den Meinen ein Segen geworden; einige seiner Betrachtungen sind so oft gelesen und beherzigt, daß wir sie auswendig wissen, wie namentlich die neunte; doch er ist noch unter den Lebenden und steht mithin hier mir noch recht nahe. Schleiermacher's Verhältnisse, die er anknüpfte, mißfielen mir sehr. Er trat mir gar nicht als Theolog, viel weniger noch als Geistlicher entgegen. Wäre er das gewesen, wie konnte er sich mit Friedrich von Schlegel verbinden, wie mit ihm zusammen wohnen, wie konnte er sich mit ihm verbinden zur Uebertragung des Platon in unsre Sprache? Wie konnte er der Fürsprecher und Verteidiger eines so schlüpferigen Romans werden, wie der der Lucinde, in welchem die Bigamie gestattet wird? Wie konnte er jeden Abend das Haus der Henriette Herz zu Berlin aufsuchen und sich ihr — wenn auch nicht die Sitte verletzend — so nahe stellen, daß darüber eine Karrikatur erschien? Sie selbst berichtet dies in

„ihrem Leben und ihren Erinnerungen", herausgegeben von Fürst, S. 160: „Es ist begreiflich, daß Leute, welche so viel mit einander verkehrten, wie Schleiermacher und ich, auch außer dem Hause oft mit einander gesehn wurden. Und da mag denn der Kontrast zwischen mir, der sehr hoch gewachsenen und damals noch mit ziemlicher Fülle begabten Frau und dem kleinen magern, nicht eben gut gebauten Schleiermacher wol sein Komisches gehabt haben. So verstieg sich denn der Berliner Witz gar bis zu einer Karrikatur auf uns, einer damals hier noch überaus seltenen Aeußerungsweise der Satyre. Ich spazierte nämlich mit Schleiermacher, indem ich ihn als Knicker, einer damals gebräuchlichen Art kleiner zusammenzulegender Sonnenschirme, in der Hand trug, während ihm selber wieder ein solcher Knicker im kleinsten Format aus der Tasche guckte. Diese Karrikatur blieb uns nicht verborgen, und ich glaube, daß Niemand in Berlin mehr über sie gelacht hat, als Schleiermacher und ich, denn der Witz derselben war eigentlich ziemlich wolfeil." Mag sein — sage ich —, aber eines Dieners des HErrn nicht würdig. Wie konnte Schleiermacher solche Verhältnisse anknüpfen, wie die mit Eleonore Gruner, die ihn in Gefar brachten, Schritte zu thun, die ihm für sein ganzes Leben würden geschadet haben? Gegen ihn war ich mit dem größten Mißtrauen erfüllt. Mit meinem Pastor konnte ich über so Etwas nicht reden; es lag

ihm fern. Mit der neueren Exegese war er ganz unbekannt. Was sollte ich thun? Bleiben bei ihm konnte ich nicht; anschauen wollte ich doch aber gern das Leben eines Pastors, in seinem Amte, seiner Gemeine und seinem Hause. So empfahl mir denn ein Superintendent einen Pastor, der 46 Jare im Amte gestanden und von dem man sagen könne, daß er wie ein Patriarch von seiner Gemeine geehrt werde. Ich wagte, einen Besuch zu machen. Vor dem Hause lag zu beiden Seiten der Haustür ein kleiner Garten, welcher mit Suppenkraut bepflanzt war; die wenigen Ranken des Weinstocks lagen fast alle auf der Erde, einzelne waren an einem Nagel mit weißem Pfennigband befestigt. Der erste Eindruck, welchen ich empfing, war unangenehm. Im Hause begrüßte mich eine ältliche Dame, die Schwägerin des Pastors. Er, ein 75järiger Greis, seine Frau etwas jünger; die Ehe kinderlos. Das Gespräch hielt sich in äußeren Dingen, und ich merkte wol, daß es auf alberne Witze abgesehn war; ich wollte es gern auf das Evangelium des verflossenen Sonntags bringen, da erfur ich, daß der Pastor die Kanzel nicht mehr betrete, sondern sich am Altare auf einen Stul setze, dann einige Worte über die Perikope sage und gewönlich, wie ich nachher von einem Bauern erfur, den Gottes Wort und Geist erneuert hatte, mit den Worten schloß: „Wenn ich dich, mein HErr und Gott! kindlich fürcht' und liebe; wenn ich redlich dein Gebot und mit

Freuden übe — o, wie ist mir dann so wol, wie ist mein Gemüte seliger Empfindung voll, voll von deiner Güte! Dann darf ich mit Zuversicht 2c.", wobei der Pastor selbst und Manche in der Gemeine weinten. Das war mit einigen Gesängen der ganze Gottesdienst, den am Nachmittage der Küster in langweiliger Weise fortsetzte. Und damit war, Etliche ausgenommen, die Gemeine zufrieden, weil der Pastor sie lobte: einer solchen Gemeine brauche man nicht Buße zu predigen. Bei Tische trank der sogenannte Patriarch ein gutes Glas Wein und ließ sich die gut zubereiteten Speisen wol schmecken. Während dessen that ich einen Blick in der Stube umher: Die Wände weiß, kein Bild, nicht das unseres Heilandes oder das irgendeines biblischen Gegenstandes, ein par Glückwünsche, wie Kinder und junge Leute sie sich schenken, mit Versen, wie der Jarmarkt sie liefert, und in einem Kranze von bunten Blumen, mit Stecknadeln befestigt; eine Schwarzwälder Uhr, welche die träg dahingehenden Stunden anzeigte und rasselnd schlug; ein par Lehnstüle und eine sehr alte Kommode — dies Alles gab dem Zimmer nicht Wohnlichkeit und hatte nichts Einladendes. Nach dem Mittagsessen blickte ich in den Garten hinter dem Pfarrhause. Einige Stufen fürten in denselben, welche ich aber nicht zu betreten brauchte; denn das Auskehricht war von der Diele stets hinausgeworfen und hatte schon die Stufen bedeckt. Links von der Ausgangstür sah

ich Etwas, das Jeder dem Auge verbirgt — hier lag es offen zu Tage —, und trat in den Garten ein. Garten? — Nein, so darf ich diese Wüstenei nicht nennen. Er lag unbearbeitet da, und war doch wol 3/4 Morgen groß; da er eine Senkung nach der rechts gelegenen Wiese hatte, so floß in einer durch unreines, von der Straße kommendes Wasser selbst gebildeten Gosse dasselbe mitten durch den Garten, an welcher eine Laube aus vier alten abgekappten Buchenbäumen stand mit zwei hölzernen Bänken, roh aus Rundholz zusammengefügt. „Warum liegt der Garten unbearbeitet und unbenützt?" fragte ich die Schwägerin des Pastors, die jetzt neben mir stand. „Mit dem Grundstücke ist Nichts anzufangen" — entgegnete sie. „Aber der Boden scheint doch gut zu sein" — bemerkte ich — „und den so verkommen zu lassen?! — „Verkommen?" — fragte sie — uns ist es recht idyllisch, wenn wir in der Laube sitzen". Ein Lächeln zog sich um meinen Mund, und ich gönnte dem alten Damon mit seiner Doris gern den Platz in seiner Laube. „Doch", sagte die Dame, „lassen Sie uns zu einer von mir gemachten Anlage im nahen Gehölze gehn." Da sah ich denn meine Fürerin recht an: eine Sechzigerin, klein, dick von Figur, ein ausdrucksloses Antlitz, gelben Teint, schwarzes Har, grün bekleidet, mit bloßem Halse, schwarzen Strümpfen, bunten Morgenschuhen und einen rosaroten Knicker in der Hand. Ihr Mund war voll

Lobes über die Güte ihres Schwagers. Gegen Abend erfur ich aus der Gemeine, daß dieses Frauenzimmer Spirituosa liebe, und weil sie dieselben aus einer runden und ziemlich großen Flasche trinke, so werde sie von ihren eigenen Hausgenossen „Lotte mit der Kanone" genannt. Sie brachte mich in ein schönes, von hochstämmigen Buchen bewachsenes Gehege und von da in eine Waldung, die aber nur Unterholz der Hainbuche trug. Waldeinsamkeit war hier. Die Wege waren gelichtet; wir konnten uns frei bewegen. Da zeigte sie mir zwei Lusthäuser, wie sie dieselben nannte und wie sie dieselben angelegt und eingerichtet hatte. Ehe ich die Bedeutung derselben wußte, hielt ich sie für Latrinen und ich stand an, mit ihr vorüber zu gehn. Man denke sich einen recht großen viereckigen Kasten halbirt und so aufrecht gestellt, daß die offene Hälfte die Wegseite hat, darin zwei Sitze von Rasen und mit einem Vorhange versehn, der herabhing und von einem alten verblichenen Frauenkleide herrührte. Dahinter sitzt Damon und Doris im Zwielichte, abgeschieden von dem schönen Waldesgrün und seiner Beleuchtung. Ich fragte nach dem Warum und Wozu dieser Einrichtung und erhielt die Rückfrage: ob ich denn dies Alles nicht ganz allerliebst, nett und niedlich fände. Beleidigen durfte ich nicht; ich antwortete: ich hätte so etwas noch nie gesehn. Und wenn diese Leute 20 Schritte weiter gingen, so that sich die Waldung auf; tief hinunter zog sich ein Tal,

bewachsen mit Nadelholz, welches sich weit ausdehnte; über ein Dorf hinweg sah das Auge am Horizont einen weißen, hellen Streifen; es war der Lauf eines deutschen Stromes, der dann und wann ein Segel zeigte, und noch in weiterer Ferne erhob sich der höchste Turm der Stadt, in welcher ich gerne geweilt und liebe Menschen kennen gelernt hatte. Was hätte da nicht gethan werden können, um einen angenehmen Ruhesitz zu bereiten?! — Nach unserer Zurückkunft fand ich eine ältliche Bäuerin bei dem Ehepar, welche Dorfneuigkeiten erzälte, und bald darauf kam der Ortsvorsteher, welcher sich bemühte, den Pastor durch lustige Geschichten in's Lachen zu bringen. Währenddessen that ich einen Blick in das auf der Kommode liegende Kirchenbuch, welches der Pastor fürte. Der Umschlag desselben war ganz verletzt; unsauber dasselbe gefürt; Schnupftabak und Kleckse und Lichtösel mischten sich miteinander darin und die Handschrift war sehr unleserlich. Durfte man von diesem so wichtigen Buche, diesem Buche über Lebensfreude und Leid einer Gemeine, auf die übrigen Amtsverrichtungen des Pastors schließen, so war das Urteil kein günstiges. Ich besuchte noch eine Familie im Dorfe, welcher Gott Augen und Herz für Sein Wort aufgethan hatte, und erfur da mehr, als ich hören mochte über die ungeistliche Amtsfürung dieses Pastors und über die Torheiten seiner weiblichen Umgebung. Der herannahende Abend ließ mich auf-

brechen; ich empfahl mich diesem Simplicissimus, dem weder Alter noch Amt Würde verliehen und der 46 Jare in ein und derselben Gemeine gegessen, getrunken und geschlafen hatte. — So fand ich nicht, was ich gesucht: wie lebendiger Glaube des Christen sich auspräge im eigenen und im Amts-Leben. In den Dreißiger Jaren unseres Jarhunderts war das auch wol eine Seltenheit. Als ich 1839 eintrat in's Amt, waren in der Inspection, zu welcher meine Parochie gehörte, sechs Pastoren, von denen der eine sich als Spieler und Trinker, der zweite als Hurer, der dritte als Spötter, der vierte als Jäger auszeichnete. Ersterer wurde emeritirt und durfte die Kanzel nicht mehr betreten, der zweite abgesetzt; der dritte entfloh heimlich, weil ihm das Gericht drohete, und tauchte nachher als Freigemeindler auf, und der vierte hielt sich so hin unter dem Schutze seines Patrons. Nur Einer unter diesen fürte ein Leben, wie es einem erweckten und bekehrten Christen und Pastor ziemt, und den gewann ich lieb. Gott, der HErr, hat ihn früh von seinem Amte und seiner Familie durch den Tod genommen. — Meine kleine Umschau, die ich gehalten, hatte das Gute für mich: sie befestigte mich in der Ueberzeugung, daß das geistliche Amt in seiner hohen Würde unantastbar bleibe, daß nur durch die dasselbe unwürdig verwaltenden Personen es in der Achtung Anderer so tief gesunken sei. Jetzt konnte ich mir Antwort geben auf die

Frage: warum erhebt das geistliche Amt seine Diener, und namentlich den Pastor, nicht zu der Höhe, die sie nach Herzens- und Verstandesbildung einnehmen können und sollen? Warum werden sie nicht „Menschen Gottes vollkommen, zu allem guten Werke geschickt"? Darum nicht, weil sie sich von dem Höchsten, was es gibt, von Christo, dem eingeborenen und Mensch gewordenen Sohne Gottes, und Seinem Worte abgewendet haben. Wer von dem Höchsten sich abwendet — und wohin denn anders, als zu sich und zu der Welt? — der fällt auch am tiefsten. Da setzen sich täglich neue Flecken an, weil der fehlt, der uns reinigt in Seinem Geiste; da geschehen täglich neue Rückschritte, weil der fehlt, an dem wir uns messen sollen. — Den Abend schloß ich mit einer Frage an den HErrn, die ich hier niederschreibe, wie sie sich mir gab:

„Hast du den Schlag des Herzens zugemessen? —
Was schlägt es, — wenn es dir nicht schlägt? —
In seligem Sichselbstvergessen
Es deine Liebe in sich trägt.

Wie lange darf das Herz denn schlagen? —
Hier schlägt's nur eine kurze Zeit.
Da, wo es dich nicht mehr wird fragen,
Da schlägt's in alle Ewigkeit." —

Nach dieser meiner Exkursion habe ich noch 1½ Jare als Lehrer an einem Institute gewirkt; es ist mir eine liebe und angenehme Zeit gewesen. Da eröffneten

sich mir Aussichten, nach Schottland zu kommen; ein Wunsch sollte in Erfüllung gehn, den ich schon Jare lang auf meinem Herzen getragen hatte. Warum ich mich dahin sehnte, habe ich schon angedeutet. In meinen ersten Verhältnissen als Hauslehrer hatte ich Schotten kennen, achten und lieben gelernt. Ihr großer, entschiedener, christlicher Ernst in ihrem Verhalten, ihre aufrichtige Herzensfrömmigkeit in Wahrnehmung ihrer Andachtsübungen, ihre Geradheit, Offenheit und Vertraulichkeit im längeren und näheren Umgange, ihr kühner Sinn und dabei ihre innige, warme Anhänglichkeit an ihre Heimat hatten mich ganz für sie gewonnen. Ihrem christlichen Leben näher auf den Grund zu sehn; mit ihnen am Fuße ihrer Berge, umgeben von jener erhabenen Natur, an ihren stillen See'n zu wohnen und zu leben und mich mit ihnen auf- und auszubauen für das Reich Jesu Christi — mit welcher Freude und Hoffnung erfüllte das meine Seele. Plötzlich wurde es anders. An demselben Morgen, an welchem sich mir diese freudigen Aussichten eröffneten, traten meine Mutter und Schwester zu mir ein und beglückwünschten mich als Pastor adjunctus. „Das ist unmöglich" — sagte ich —; „von der geistlichen Behörde ist mir darüber Nichts zugegangen." „Deine Ernennung als Pastor adjunctus". — entgegnete meine Mutter — „steht in der Zeitung." Dem war so; aber ich blieb im Zweifel. Erst gegen Mittag erhielt ich das Konsistorialschreiben,

welches meine Ernennung enthielt. Dieselbe hatte ich mir noch fern gedacht; denn meiner theologischen Richtung zufolge konnte ich, wie damals das Konsistorium besetzt war, darauf noch nicht hoffen. Einem Manne, der jetzt noch im hohen Greisenalter an der Spitze dieser Behörde steht, verdanke ich sie; seiner habe ich stets dankbar gedacht. Es bedurfte keiner langen Erwägung und Beratung, wofür ich mich zu entscheiden habe. In die Hand meines Gottes und Heilandes hatte ich es gelegt, wenn er mich in's Amt rufen wolle. Er rief jetzt — und so war ich auch bereit zu folgen. Am 25. September 1839 wurde ich ordinirt; am 18. Oktober trat ich meine Reise an. Mit den Worten Mallet's, des mir so teuerwerten Mallet, aus dem Bremer Kirchenboten rüstete ich mich und habe mich oft mit denselben gerüstet:

„Für' mich, o Jesus Christus, weiter,
So fürcht' ich nicht, was kommen mag!
Wo Sonnen glänzen, ist es heiter,
Und, wo du waltest, ist es Tag.
Sei du mit mir an jedem Morgen,
O du, der gestern mit mir war!
Dir ist mein Elend nicht verborgen,
Mir dein Erbarmen offenbar."

V.

Die Loge.

In einem stillen Teile der Stadt Göttingen, etwas verborgen, lag damals (in der Nähe der Post) ein ziemlich großes Gebäude, umgeben mit einer Mauer und mit einem Garten, dessen größter Teil aber hinter dem Hause sich befand. Es war das Logengebäude, das vormals einer adeligen Familie zugehört hatte, von der Loge zu Göttingen aber gekauft war. Hier versammelten sich die Brüder an jedem Logentage nicht nur, sondern auch in jedem Monate an einem dazu festgesetzten Tage. Es ist nicht meine Absicht, mich hier für oder gegen die Freimaurerei auszusprechen. Wie ich damals zur Freimaurerei stand und was ich der Göttinger Loge verdanke, das will ich schildern. Am 12. Oktober

1824 war ich Freimaurer geworden; weil mein Vater es gewesen war, konnte ich so früh in den Orden eintreten. Mein Onkel wünschte es; nicht, als hätte er mich dazu beredet; nein, das nicht; aber er stellte es mir als gut vor, wenn ich einträte. Der Stand als Freimaurer sei ein Antrieb, streng sittlich zu wandeln — so sagte er mir — und bewahre vor Verführung; er erhalte den jungen Menschen, nähere dem Familienleben, daß er sich nicht ganz und gar in das studentische Treiben verliere, und gebe Veranlassung mit ehrenhaften Männern leichter bekannt zu werden, wobei er darauf hindeutete, daß der Orden durchaus edle Zwecke verfolge, namentlich der notleidenden Menschheit zu dienen, und zwar nicht laut, nicht öffentlich, sondern still, im Verborgenen. Das bewog mich, einzutreten. Die Vorbereitung und Aufnahme haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, und der Meister vom Stule, der mich aufnahm, hat Worte zu mir gesprochen, wie sie der Konsistorialrat, der mich konfirmirt hat, nicht gesprochen hat, sie aber hätte sprechen müssen. Das mir von ihm überreichte Par weißer Damenhandschuhe ist in meinen Händen rein geblieben und meiner Braut späterhin so übergeben. — Der Loge zu Göttingen ließ ich mich affiliiren, um für die Zeit meines Aufenthalts daselbst ihr als Mitglied anzugehören. Zu meiner Beschämung muß ich bemerken, daß ich über Entstehung der Freimaurerei Nichts wußte, auch

darüber nicht, welcher Freimaurerei ich angehöre; ich hielt mich an die Worte meines Onkels, und die genügten mir, dem 19 järigen Jünglinge. Von Herder hatte ich Einiges über Freimaurerei gelesen; aber das machte mich nicht mit der Entstehung des Ordens und seiner Abzweigung bekannt.

So wußte ich nicht, daß die Freimaurerei ihren Ursprung genommen habe aus den jakobitischen Vereinen, um den aus England vertriebenen Jakob II. wieder auf den Tron zu bringen und die katholische Kirche wieder zur herrschenden in England zu machen; wußte nicht, daß diese Vereine, um ihr politisch-kirchliches Streben zu verbergen, den Namen und das Ritual der eingegangenen Baugilden angenommen haben; wußte auch nicht, daß im Jare 1717 viele besonnene und ehrenwerte Männer aus jenen jakobitischen Vereinen getreten seien und die Johannismaurerei gestiftet haben, welche frei ist von jeder politischen und hierarchischen Tendenz und nichts Anderes sein will als eine rein moralisch-gesellige Verbindung, die es sich zur heiligen Pflicht macht, der gesetzmäßigen Regierung in jeder Hinsicht unbedingten Gehorsam zu leisten. Dieser letzteren gehörte ich an, ohne es zu wissen; aber ich kann beteuern, so lange ich der Loge in Göttingen und anderswo angehört, nie über politische oder kirchliche Tendenzen Ein Wort vernommen zu haben. Unser Meister vom Stule, der Universitätsrat Oesterley, dessen ich hier dankbar

gedenke, wußte die zur Logenzeit bestimmten Stunden mit Gegenständen auszufüllen, die dem Orden angemessen und für uns anregend waren. Seine Vorträge und Ansprachen für und an uns, die er auf beredte Weise und mit wolklingendem Organ hielt, bezogen sich allerdings auf die dreifache Basis der Maurerei, auf Weisheit, Schönheit und Stärke, und fast mit widerstrebender Bewegung des Herzens schreibe ich das jetzt nieder; aber wie der Meister vom Stule diese dreifache Gabe für uns zu bearbeiten wußte, um uns innerlich zu heben, unser Streben zu veredeln und uns mit Charakterfestigkeit zu erfüllen, das erkenne ich noch jetzt unter den damaligen Umständen dankbar an. Er hat mit solchen Vorträgen mehr an uns gethan und bewirkt, als sämmtliche Professoren der Theologie. Kam ich am Abend aus der Loge zu Hause, ich legte mich nicht zur Ruhe nieder, ohne gute Vorsätze gefaßt zu haben. Wie viel wir an unserem Meister vom Stule hatten, zeigte sich, wenn er einmal — was selten vorgekommen ist — verhindert war, Loge zu halten. Unser Deputirtermeister vom Stule, der Bergkommissär Murray, so achtungswert im Leben, besaß nicht die Gabe, frei einen Vortrag in fließender, hinnehmender Sprache zu halten. Und Heeren, welcher die Loge nur am Johannis-, am Stiftungsfeste, mit seinem Besuche beehrte, hielt dann Vorträge, so gelehrt, daß mir und auch den Andern Nichts davon zugänglich wurde. Gern hätten

wir gesehn, wenn die Loge immer mit Gesang eröffnet worden wäre; das aber geschah zu meiner Zeit nicht; ich weiß auch nicht, ob die Göttinger Loge ein bestimmtes Maurer-Gesangbuch gehabt hat. Der Dr. Heinroth, welcher den Gesang leitete, bediente uns am Johannisfeste mit einem selbstverfertigten Liede, welches aber bei uns jüngeren Brüdern wenig Anklang fand. Eines Liedes entsinne ich mich, welches den Refrain hatte: „Die euch noch kein Evchen küßt, und doch wol ein's haben müßt." — Sonst ist manches erhebende Lied in den Logen, auch in der Göttinger, gesungen. Zum Andenken an jene längst, längst entschwundene Zeit mit ihren reinen Freuden und edlen Bestrebungen habe ich mir ein Maurer-Gesangbuch, gesammelt von Georg Heinrich Mahnke (Hamburg 1804), welches 700 Gesänge enthält, aufbewahrt, in welchem Gesänge von dem Kanzler Cramer, wie z. B.: „Der HErr ist Gott und Keiner mehr; auf, singt Ihm Jubellieder" &c., aber auch Lieder von Chr. Stolberg, wie sie z. B.: „Süße, heilige Natur! laß mich gehn auf deiner Spur!" &c. vorkommen. Wehmütig, recht wehmütig, wird der Christ gestimmt, wenn er solcher Zeiten gedenkt, wo er sich sagen kann: es wurden Versuche gemacht, das Göttliche, welches nach dem Sündenfalle noch in der menschlichen Natur geblieben, wieder zu beleben und an's Licht hervortreten zu lassen, und dann schmerzlich hinzusetzen zu müssen: es mißlang, weil man

Den nicht kannte, der als der menschgewordene Sohn Gottes, als Sein Ebenbild und der Abglanz Seines Wesens dies allein vermochte und vermag. Jetzt noch, es wird mir weh um's Herz und Trauer zieht durch die Seele, wenn ich gedenke, wie wir im Kreise standen und die Bruderkette schlossen und der Eine fehlte, der der Erstgeborene unter vielen Brüdern so gern sein will. Ich hatte einen Bekannten, der sich meiner liebend angenommen; er ist vor einigen Jaren als Gymnasialdirector gestorben; lange schon war ich aus der Loge getreten, da versuchte er noch durch Logenvorträge den maurerischen Symbolen eine christliche Bedeutung zu geben; — aber vergeblich; er trat erst dann aus, als Andere, die er zum lebendigen Christentum zurückzufüren redlich bemüht war, ihm sagten: „Freimaurer und Christ sein — das reimt sich nicht.“

Wie gern hätte unser Meister vom Stul uns junge Seelen vor dem sittenlosen Leben bewahrt, welches damals auf der Göttinger Universität sich breit machte und viele mit fortriß und Seele und Leib verderbte. Zu dem Zwecke hatte er angeordnet, daß wir in jedem Monate an einem von ihm zu bestimmenden Abende zum Gespräch und einfachen Abendbrod à 6 gute Groschen — nach damaliger Rechnung — im Logengebäude und Garten uns versammelten. Diese Abende rechne ich zu den genußreichsten und schönsten, welche ich in Göttingen

verlebt habe. Einzelne aus unserer Mitte meinten, der Meister vom Stule habe diese Abende angeordnet, damit der Universitätsrat auch mit bedacht würde. Sie meinten, das der erstere aus unsern Gesprächen Etwas entnehmen wolle, das dem letztern zur leichteren Erkenntniß des Lebens und Treibens unter den Studenten hätte dienen können. Dem habe ich stets widersprochen; denn für hinterlistig hielt ich unsern Meister vom Stule nicht, am wenigsten aber für so tückisch, das Logenleben dazu zu benützen, um Brüder, die sich in ihren Gesprächen arglos gehn ließen, zu belauern. Davon war unser Meister vom Stule frei. Wie ich ihn als einen liebenden Familienvater kennen gelernt habe, der ernstlich Sorge für das Wol seiner Kinder trug — es war damals gerade die Zeit, in welcher sein Sohn, der jetzige Professor der Malerei, das juristische Studium aufgegeben hatte und in Rom sich für seine Kunst ausbildete —; wie er da mit Furcht und Hoffnung kämpfte: so war er auch nur auf unsere Wolfart bedacht, indem er uns solche Abende bereitete, an welchen er den Gesprächen unbemerkt ihre Entstehung oder die Richtung gab, die für uns belehrend und unterhaltend zugleich war. Er bildete auch hier den Mittelpunkt, und die Meisten unter uns ließen sich auch gern von ihm leiten, weil Keiner Zwang fühlte. Wir kamen Abends um 6 Uhr im Winter und Sommer zusammen und blieben bis 9, auch wol 10 Uhr bei

einander. Die Sommerabende waren ausgezeichnet schön. Wir verweilten auch wol im Logengarten; nach dem Abendessen gingen wir Jüngeren in den dichten Laubgängen desselben; ein stiller Sommerabend hier, des Mondes Licht, welches die Abendfeier erhöhete, zog auch uns von der Außenwelt ab. Unsre Gespräche beschäftigten uns ganz. Zwei Docenten der Universität gehörten der Loge an. Der eine derselben, Dr. Close, war eine Zeit lang unser Secretär, ein kleiner, feiner Mann mit einer ungemein schwachen Stimme, der etwas sehr Herzliches hatte und auch außerhalb der Loge sich uns freundlich bewies; der Andre, Dr. Riedel, war frisch und sehr lebhaft, auch leiblich wol gestaltet. Beide teilten und belebten unsere Gespräche, die sich sehr oft auf die Literatur der Gegenwart bezogen. Die Lebenden und die zu der Zeit Gestorbenen beschäftigten uns. Wilhelm Hauff's „Der Mann im Monde" ergötzte uns, und wir freuten uns, daß der Mann, der mit seinen Faseleien und faden Witzen Mondsüchtige hätte unterhalten können, Herr Hofrat H. Clauren — durch ein Anagramm aus Carl Heun entstanden — recht tüchtig in diesem Buche persiflirt wurde. Wir freuten uns, daß dem Lesen seiner oberflächlichen und frivolen Romane auf diese Weise würde gewehrt werden; denn es ist unglaublich, daß man das Geschreibsel dieses Mannes in den höchsten Ständen vorfand, wo am Abend daraus vorgelesen und darüber gelacht wurde. Habe

ich doch selbst, als Schüler, mich gewundert, daß mein Onkel Gefallen finden konnte an einem Clauren'schen Witze, indem der Herr Hofrat einen unwissenden Menschen die Worte: „Und der Seraph steht vor Gott", sprechen läßt: „Und der Syrup steht vor Gott". Mich dünkt, daran hat man genug. — Von uns wurden damals gelesen die „Gabriele" von Johanna Schopenhauer und der „Agathokles" von Karoline Pichler, doch ganz besonders Sir Walter Scott. Der Roman Walladmor, den Willibald Alexis (Häring) geschrieben, gab noch mehr Veranlassung dazu; denn wir Alle meinten, er sei aus Scott's Feder geflossen. Wir sprachen über den englisch-historischen Roman im Allgemeinen, über Scott's Roman im Besondern, und, weil Cooper damals auch viel gelesen wurde, verglichen wir beide mit einander. Einige waren der Meinung, mit Scott sei der historische Roman in England entstanden; dem aber widersprachen Andre und zeigten nach, daß Harry Walpole im vorigen Jarhundert schon den Ton dazu gegeben, indem er den Stoff zu seinen Romanen aus dem Mittelalter genommen und ihn zu Schauer- und Wundergemälden zusammengesetzt habe. Seine nächsten Nachfolger seien zwei Damen gewesen, Clara Reede und Anna Radcliffe, welche Scott für die Erste halte, welche Poesie im Roman gegeben, weßhalb er sie Romandichterin nenne; dahingegen ihm Fielding und Smollet nur als

Romanschreiber gelten. Dadurch aber sei man berechtigt, Walter Scott's Roman so zu kennzeichnen: Er lasse einen spannenden geschichtlichen Stoff auf romantischen Localitäten sich abfädeln und wisse das Schauerliche hinzuzuthun; aber ferne liege es ihm, das verschlungene Gewebe psychologisch zu entfalten, in welches die menschliche Seele mit ihren Leidenschaften und Neigungen sich einspinnt. Scott suche den Hebel der romantischen Muse im Glanze bedeutender Localitäten und im Conflicte großer geschichtlicher Persönlichkeiten unter einander; — der inwendige Mensch und seine Seele aber werde dabei gar nicht berücksichtigt*). — Man müsse Scott doch hoch preisen wegen seiner sittlichen Reinheit, hob Einer hervor. Ja — wurde entgegnet —, wenn er das auch nicht wäre, so könnte man ihn gar nicht genießen, so wäre er unerträglich, weil sein gesunder Sinn nur die bare Natürlichkeit des menschlichen Daseins umfasse**). Eben so sei es auch mit Cooper.

*) Sagt doch Carlyle in seinen ausgewälten Schriften, Bd. III, S. 174, deutsch von Kretzschmar: „Kein Autor hat so viele Bände mit so wenigen zum Citiren geeigneten Sentenzen geschrieben, wie Scott.“ Und a. a. O., S. 195: „Von Seiten des Lesers ist durchaus keine Anstrengung nötig; denn die Genüsse treten gleich auf den ersten Blick hervor. Es ist für den Leser nicht blos das Eldorado, sondern ein glückseliges Schlaraffenland und Müssiggängerparadies. Der Leser kann sich bequem hinstrecken und bedienen lassen.“

**) Carlyle a. a. O., S. 194 nennt Scott einen soliden,

Cooper verliere sich in eine höchst penible Ausmalerei der Kleinheitsverhältnisse. Eine gewisse wolthuende Trägheit, die auf seinen Gemälden laste, reize den Leser zu gleicher Stimmung; er genieße höchst bequem, und ohne daß an seine geistige Schnellkraft eine bedeutende Anforderung ergehe, den ganzen Reichtum der materiellen Welt in einer bestimmten Sphäre historischer Erscheinungen. — Man könne doch aber nicht leugnen — versetzte Einer —, daß eine urgesunde, vollblütige Kraft seine Worte mächtig durchziehe und daß er die Wunder der amerikanischen Waldnatur großartig, treu und phantasiereich, wie in dem „letzten Mohikan", zu vergegenwärtigen wisse. Das wol wahr — wurde erwidert —; aber unter den Menschen liebe Cooper vorzugsweise jene englischen Beefsteaksnaturen von Altengland, jene geistabzehrenden Auswürflinge der alten Welt und feisten Schlemmer, die mit derselben Gleichgültigkeit, wie sie Punsch hinunterspülen, ihre schläfrigen Gedanken käuen und wiederkäuen; jene Haushälterinnen, die komisch sein könnten, wenn die Lava ihres Gewäsches mehr concentrirt und weniger breitgetreten wäre.

---

friedlichen, irdischen Menschen, der das, was er ist, mit gänzlicher Redlichkeit und Treue ist; wenn auch kein von oben gesendeter Bote, durch dessen Auge der Himmel blickt, so doch auch keine Hölle voll allerhand Systeme, Grillen, Heuchelei, Fanatismus, Unruhe und Groll.

Es war ziemlich scharf, was der Sprechende noch hinzusetzte. Er meinte, Cooper's Witz sei so corpulent, daß er vor Feistigkeit fast allen Aether, mithin Alles verliere, was ihn eben zu dem flüssigen Dinge, Humor genannt, mache. Er nannte die Gestalten in Cooper's Romanen nur Figuranten und Träger für das große historische Wandgemälde; er stelle sie dar, so wie sie sind: wie sie gehn, wie sie sich kleiden, wie sie schlafen, wie sie schmecken, wie sie riechen, husten und sich räuspern, — das trete in plastischer Vollendung schön zusammen; aber was innerlich in einer bestimmten Persönlichkeit vorgehe, was für Veränderungen in der Seele derselben vorgehen, sie durchglühen oder durchbohren, davon erfare man Nichts, und darin gerade liege die Schwäche der Dichtungsweise, sowol von Cooper, als auch von Scott. Wir möchten nur Tieck's noch unvollendeten „Aufstand in den Cevennen", oder eine Novelle von Steffens lesen, und wir würden beipflichten*). Es freut mich, die Ansichten, die Einzelne unter uns damals über Scott aussprachen, und die ich mir aufgezeichnet habe, durch Carlyle nachmals bestätigt zu finden, worauf wol Etwas zu geben ist, weil Carlyle persönlich Scott gekannt und mit ihm fast täglich gelebt hat. Er erkennt das Lobens-

*) Tieck's „Aufrur in den Cevennen" war 1826 in seinen beiden ersten Abteilungen, Steffens' „Die Familie Walseth und Leith" 1827 erschienen.

werte der Scott'schen Romane an, aber wahr ist das folgende Urteil, das er über Scott abgibt und welches ich hier in Bezug auf unsre Gespräche noch anführe. „Wir möchten mit kurzen Worten" — sagt er in seinen Ausgewälten Schriften, Bd. III, S. 215 u. 216 —, „worin aber sehr viel liegt, bemerken, daß Shakespeare seine Charaktere von dem Herzen heraus formt, während Scott sie von der Haut nach innen entwickelt, aber niemals bis zum Herzen gelangt. Die ersteren werden demzufolge lebende Männer und Frauen, die anderen sind wenig mehr als mechanische Figuren oder trügerisch bemalte Automaten. — Die Waverley-Romane taugen weder zur Lehre noch zur Warnung, noch zur Erbauung oder Erhebung in irgend einem Sinne. Das kranke Herz findet darin keine Heilung, das im Finstern strauchelnde Herz keine Führung, das Heroische, welches in allen Menschen liegt, keine göttliche, erweckende Stimme. Deßhalb sagen wir, daß sie sich nicht auf tiefe Interessen gründen, sondern auf verhältnißmäßig triviale, nicht auf das Ewige, ja vielleicht nicht einmal auf das Dauernde."

Unsere abendlichen Gespräche im Logensale oder im Logengarten bezogen sich auch auf Musik, nicht auf Musik im Allgemeinen, sondern auf bestimmte musikalische Persönlichkeiten, die in der damaligen Zeit Etwas galten. Besonders nahe stand uns ein Komponist, der gerade damals aus den Lebenden geschieden war,

dem wir aber recht ergeben waren; es war Weber. Beethoven, den der Tod aus seinem Trübsinn genommen, stand uns fern; wir wußten seine Symphonieen nicht zu schätzen. Zu Weber gesellten sich noch Spohr und Rossini. Spohr wohnte uns nahe; wir hörten seine Kompositionen gern, aber recht nahe kam er uns durch dieselben nicht, obwol das Sanfte, Elegische, Innige, Anmutige, das aus denselben zu uns sprach, sammt dem Wolklange der Instrumentirung uns sehr gefiel, so hätten wir ihn doch gern nur in einem einzigen seiner Musikstücke gehört. Hörten wir ein zweites, drittes, so hieß es: das ist Spohr'sche Musik. So genau kannten wir Spohr an seiner Manier; denn teils ist er sehr subjectiv, teils wendet er die einmal gebrauchten Mittel immer wieder an, so daß dadurch eine gewisse Monotonie in seinen Werken entsteht. Es ist sehr wahr, was in den „Musikalischen Briefen von einem Wolbekannten" (II. Teil, S. 101) über ihn gesagt wird: „Spohr hat keinen größern Feind als sich selbst. Könnte man sich von den Erinnerungen an früher Gehörtes frei machen und so einzelne vorzügliche Stücke von ihm genießen, so müßte und würde man ihn unbedingt den größeren Meistern an die Seite stellen. Im Ganzen dagegen, so wie wir ihn nun einmal haben, ist er kaum zu ertragen. Er gleicht einem angenehm unterhaltenden Erzäler, der in hohem Grade für sich einnimmt, wenn man ihn das erste-, das zweitemal

hört. Kommt man aber öfter mit ihm zusammen, so wird die ewige Wiederholung des schon hundertmal, wenn auch ganz hübsch Gesagten lästig; es macht keinen Eindruck mehr; man fühlt sich in der engen Begrenzung unbehaglich, und endlich fürchtet man, ihm zu begegnen, denn man weiß im Voraus, daß man die zum Ueberdruß gehörte Geschichte noch einmal mit einigen kleinen Variationen anhören muß." — Lieber hörten wir Rossini, der damals seine musikalischen Triumphzüge durch Deutschland, Frankreich und England hielt. Es gereicht uns das wol eben nicht zum Lobe; aber wir waren jung und keine Musikkenner und strenge Kunstrichter. Durch seine glänzenden, pikanten, südländischen Melodieen schmeichelte sich Rossini nicht nur unsern jugendlichen, sondern auch den Ohren sehr Vieler ein. Gerade dieser süße Wolklang seiner Weisen und die glänzende Orchestration entzückte uns. Melodie, Melodie verlangt die Jugend, verlangt ein Volk; Melodie ist ihm zugänglich. Das wußte Rossini, er fragte: welche Melodie das italienische Volk wol am liebsten hören werde; danach richtete er sich; seine leichtblütigen Landsleute suchten vorzugsweise einen leichten, angenehmen Genuß, die Solosänger möglichst viele Gelegenheit, ihre Stimmen und ihre Kunstfertigkeit in das günstigste Licht zu stellen, — beiden genügte er. Recht gut weiß ich es mir noch zu vergegenwärtigen, welchen Zauber seine geniale, wunderliebliche Musik auf uns ausgeübt hat,

zumal wenn die rechten Sänger für sie da waren. Am meisten hörten wir damals „Tancred" und „Die diebische Elster". Vom „Tancred" wußten wir ganze Partieen auswendig; variirt spielten wir selbst einzelne Melodieen daraus. Rossini war uns deßhalb so zugänglich, weil er — wie Gleich in seinen „Charakterbildern aus der neueren Geschichte der Tonkunst" S. 99 sagt — in seinem Schaffen dem Uebersprudeln eines überreichen melodischen Quells glich. Er mußte singen, wie der Vogel im Walde. Durch die Art und Weise, wie Weber seine hinnehmenden Melodieen und überhaupt seine Tonstücke schuf, kam er mir besonders von den beiden genannten Komponisten am nächsten zu stehn. Ganz vorzüglich gefiel mir seine Aeußerung hinsichtlich Rosini's und seiner selbst: „Rossini komponirt, wie das Publikum will — ich komponire, wie Gott will." In diesen seinen Worten liegt der wesentliche Unterschied zwischen dem italienischen und dem deutschen Komponisten angegeben. „Ihr müßt aber nicht meinen", sagte Einer unter uns, „als hätte Weber nie Rücksicht auf das Publikum genommen; gerade im ‚Freischütz' hat er das gethan. Da hat er volkstümliche Melodieen angewendet; die hat er studirt, indem er wol wußte, daß es nur die Melodie sei, welche auf das Volk wirkt, und er hat auch schöne, allgemein ansprechende und doch zugleich edle Volksmelodieen geschaffen, welche er einfach und doch in ebenso origineller als charakteristisch treuer

Instrumentation ausprägte." „Deutlich könnt ihr erkennen" — sagte der Sprechende weiter —, „daß Weber, nachdem er sich die Volksgunst durch den ‚Freischütz' erworben, in ‚Euryanthe' und im ‚Oberon' sich nicht mehr so dem Volke zuneigt, sondern als Künstler dasselbe zu sich emporziehn will, weßhalb die beiden genannten Opern trotz der zalreichen großen und schönen Momente nicht gleichen Erfolg wie der ‚Freischütz' gehabt haben." Dem italienischen Komponisten kommt es hauptsächlich auf die Melodie an, welche das Volk versteht, und auf gute Sänger, welche es mit Beifall hört. Gerade was der deutschen Musik und besonders Weber eigen ist: Gründlichkeit und Beharrlichkeit, die unermüdlich einen Gegenstand festhält und nicht eher losläßt, bis sie ihn bewältigt hat; der Ernst, der gern das Große, Erhabene, Ideale aufsucht; das Gemüt, in dem alle Saiten des Menschenherzens gleich stark und gleich leicht erklingen, welches ganz besonders sanfte Wehmut, Rürung und Sehnsucht liebt, — dies Alles fehlt der italienischen und französischen Musik *). — Wodurch uns Weber besonders fesselte — das war die Charakteristik seiner Personen. Man erzält von Joseph Haydn, er habe in sein eigenes Herz geblickt und sich bemüht, die Gefühle, die sich da regten, in seinen Tönen zu

---

*) Vgl. „Musikalische Briefe von einem Wolbekannten", I. Teil, S. 23; II. Teil, S. 24.

schildern; ja, er habe erkannt, daß der Komponist sich stets die Schilderung eines bestimmten Gegenstandes vornehmen müsse, um reicher an Erfindung und Ausdruck zu werden. So habe er sich einmal als Aufgabe für ein Adagio eine „Unterredung zwischen Gott und einem reuigen Sünder“ vorgestellt. Ihm ähnlich hat auch Weber verfahren. Er hat nicht blos auf die schönen Töne gelauscht, die in seiner Brust sich bildeten oder da hervorquellten und hat daraus ein Tongebilde geschaffen; nein, er ist den Gedanken seines Textes und den Personen desselben nachgegangen, um das, was ihm im Texte gegeben war, auch in Töne zu übertragen. Denken wir nur an Agathe und Aennchen, an Max und Kaspar. Die Personen, welche er im „Freischütz“ aufstellt, sind ihm nicht durch Offenbarung gekommen, er hat sie der Wirklichkeit nachgemalt; ja, er ist zuweilen der Dichtung zu ängstlich nachgefolgt, um die einzelnen Momente derselben vollkommen wahr und treu auszumalen; zuweilen hat er darüber die Schönheit in Zeichnung, Form und Klang verloren. — Es war im Sommer 1826, als wir den Tod Weber's erfuren. Stand er uns schon recht nahe, so nun noch näher. Wie der Tod eines Menschen, den wir lieben und ehren, uns das recht schätzen läßt, was wir durch ihn haben, gleichsam als könnte es uns mit ihm entrissen werden: so war es auch uns mit Weber. Was wir durch ihn hatten, das wurde uns teurer,

das wurde unter uns besprochen mit wahrer Teilnahme und mit schmerzlicher Klage über seinen frühen Tod. War mir die Musik überhaupt lieb, weil sie Gemütsmalerei ist und Gefühle des Herzens weckt, so die Weber'sche ganz besonders. Es ist mir das kein übertriebener Ausdruck, wenn Jemand gesagt hat: „Tränen des Entzückens treten mir in die Augen, so oft ich sie höre." — Solche Stimmungen veranlaßten verschiedene Gespräche. So brachte ich folgenden Gedanken zur Frage: warum im Universitätsleben uns Jüngern Musik und Gesang so verwandt, gleichsam von uns unzertrennlich wären? Ich habe mich damals so ausgesprochen: „Das Universitätsleben ist gleichsam ein ursprüngliches. Wie in einem Volke, wenn es noch ein solches Leben hat, Alle verstehn, was Jeder denkt, fühlt, spricht und thut, so ist auch das Universitätsleben ein solches, das Jeder mitlebt und versteht, er sei Theolog, Jurist, Mediciner oder Philosoph. Es ist das Leben der freien geistigen Entwicklung und Bewegung ohne Unterschied des Standes und Ranges, eigentlich auch ohne Unterschied der Landesgrenze. Dieses Leben kann Jeder in den jüngeren Jaren sich aneignen, es besteht in einer gehobenen Stimmung, welche durch die Hauptkräfte der Seele hindurchgeht, aber besonders dem Gefühlsvermögen sich mitteilt. Die Farbe dieser Stimmung ist Freude. Zu einem schönen großen Ziele will dieses Leben hinan; das Knospende will sich zur

schönen Blüte entfalten und vollenden. Es spricht sich in Tönen aus. Wir sagten damals: „Das Herz ist mir voll; ich muß singen.“ Und was das Herz sang, das war Melodie; oft eine selbst gemachte ohne Worte. Wie die Töne im Innern sich gebildet hatten, oder augenblicklich sich bildeten, so traten sie hervor. Der Gesang des jungen akademischen Bürgers ist nicht immer Lebensgesang, so daß mit den Tönen sich bestimmte Worte verbänden; nein, die Töne, die Melodie ist das Ursprüngliche; oft aber auch sind die sprachlichen und tonischen Organe in vereinter Thätigkeit wirksam. Grade weil in den Jaren das Herz, das Gemüt angeregt und bewegt ist, steht ihnen auch die Musik so nahe; denn sie will Gefühle des Herzens wecken, sie will die Bewegungen des Gemüts darstellen. Sehr wahr ist das, was Frau von Staël sagt: „Es handelt sich in der Musik nicht um eine verstandesmäßige Betrachtung, sondern um zu erfreuen.“ Und sehr sprechend für den Charakter der Musik sind Hegel's Worte: „Ich kann mir bei der Musik Nichts denken, denn wir sollen auch bei der Musik nicht denken, sondern fühlen. — Durch diese letzte Aeußerung wurde ein Andrer unter uns veranlaßt, zu fragen, in welcher Absicht man Musik höre? Mehre gaben darauf die Antwort: Musik oder ein musikalisches Kunstwerk wolle nur gefallen oder Vergnügen bereiten. Die Musik wirke bei uns, die wir nicht Kenner seien,

durch den Klang auf das Ohr uud durch den Ausdruck auf das Gefühl; denn der Verstand würde bei uns nicht beschäftigt, weil wir die thematische Verarbeitung, Ummodelung und mannigfache Veränderung der musikalischen Gedanken nicht zu beurteilen verständen. — Darauf wurde entgegnet, ob man die Musik nicht etwas erniedrige, wenn man ihr keinen andern Zweck beilege, als nur den, zu gefallen oder Vergnügen zu bereiten. Es sei das der Zweck jeder Kunst — wurde erwidert. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst", heiße es ja, und wenn wir nach Anhören eines musikalischen Kunstwerkes oder nach Anschauung eines Kunstgemäldes gefragt würden: „Nun, was sagst du dazu?" So würden wir gewiß antworten: „Es hat mir gefallen, oder nicht gefallen". Aber bei Kirchenmusik — meinte ein Andrer — könne man dies doch nicht sagen. Kirchenmusik war uns etwas sehr fern Gelegenes. Wie man späterhin von einer Bach-Manie gesprochen und namentlich in der Kirchenmusik dagegen geeifert hat, so kannte man damals kaum Etwas von Bach oder Händel. Man hat in unsern Tagen wie über das Unbekanntsein mit dem positiven Christentum, so auch über das Unbekanntsein mit Kirchenmusik eine Bezeichnung, über welche ich mich gar nicht recht zufrieden geben kann. Sie ist diese. Man sagt: „Ja, die war der damaligen Zeit ganz abhanden gekommen." Wie merkwürdig! Als läge die Schuld dazu in der Sache

und nicht an den Menschen. Die Menschen der damaligen Zeit hatten keinen Sinn für Christum und Seine Kirche und darum auch keinen Sinn für Musik, die in Seinen und ihren Dienst getreten war. Gewiß hat Kirchenmusik einen bessern Zweck, als blos zu gefallen, oder zu genießen, oder zu vergnügen. Was die Kirche will oder beabsichtigt, das will und beabsichtigt auch die Musik, welche ihr dient. Die Kirche will die versammelte christliche Gemeine in eine andächtige Stimmung versetzen, die Seele zu Gott emporheben, das verstockte Herz erweichen, das stolze demütigen, das trauernde trösten und das schwache stärken, — und das Alles will auch die Kirchenmusik. Man erinnere sich an Händel's „Hallelujah", oder an sein „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", und man wird erfaren haben, wie Kirchenmusik das Gemüt wunderbar erheben und trösten kann. — Zu meiner Studienzeit war in den Göttinger Kirchen, auch in der Universitätskirche, gar keine Liturgie, die namentlich in der letztern so leicht und schön hätte hergestellt werden können durch die jugendlichen Singkräfte der Theologie Studirenden. Aber Kirchenmusik — hieß es — ach! die langweilt nur! und freilich trägt die der ältern Zeit selbst die Schuld zu solchem Urteil. Denn diese Musik ist zu gelehrt und einer christlichen Gemeine unverständlich. Die fromme Stimmung, welche der Komponist gehabt haben mag, verlor sich unter der gelehrten musikalischen Berechnung. Die

in einander sich schlingenden Fugen mit ihren lang gedehnten und sich immer wiederholenden einzelnen Worten hatten etwas Ermüdendes und Langweiliges. Es ist besser geworden in den Oratorien der neueren Komponisten. — Ich hörte während unsers Zusammenseins Manches über Kirchenmusik, konnte aber nur hören und nicht immer gegenreden, weil mir höhere und allseitige Kenntniß fehlte. So sagte Einer: „Man hört in den Kirchenmusiken viel zu sehr die streitende Kirche, namentlich bei Bach; dadurch aber wird die Musik gemißbraucht.“ Was Jener gesagt hat, hätte auch ich sagen mögen: „Kann denn der entschieden gläubige Christ anders? Wie er mit Worten gegen jede widerchristliche Richtung ankämpft, so auch in der Musik; man lege ihm das nur nicht als Haß aus.“ Gänzlich zu verwerfen aber ist die Meinung, daß ein Jude durch seine Musik eine große christliche Gemeine erbauen und erheben könne. Man geht da von der Ansicht aus: es gebe keinen besondern Gott für Juden und Christen, oder wol gar für Katholiken und Protestanten; ebenso wenig gebe es ein jüdisches oder katholisches oder protestantisches Menschenherz. Das Erstere ist recht; aber je nachdem du Gott nach seiner alt- oder neutestamentlichen Offenbarung auf- und nach katholischer oder protestantischer Weise in dein Herz faßt, wird er dir doch ein andrer und deine Musik eine andere. Würde denn ein Jude in der Kirchenmusik das leisten

können, was ein Palestrina, Orlando di Lasso, Pergolese und Scarlatti geleistet haben? Und wenn er es könnte, warum hat er es nicht geleistet? Ich kann mich nicht enthalten, hier die Worte anzufüren, die der Professor Hettinger in seiner Festrede: „Die Kunst im Christentum", S. 26 u. 27 geschrieben hat: „Wer je im Leben das Glück gehabt hat, die göttliche Musik in der Sixtinischen Kapelle zu hören, die zermalmende und erhebende Kraft dieser Töne, die alles Unreine, Böse in der menschlichen Brust vernichten und sie ganz mit reinem Aether, Licht und Friede und Seligkeit erfüllen, diesen wunderbaren Verein von Großheit und Strenge, Milde und Süßigkeit, Einfachheit und Erhabenheit und der zartesten, lieblichsten Innigkeit — der wird es begreiflich finden, wenn der bescheidene Meister von einigen derselben zu sagen pflegte, ‚er habe sie nur vorsingenden Engeln nachgesungen'."

Meine Verbindung mit der Göttinger Loge brach ab mit meinem Weggange von Göttingen und jede andre Logenverbindung mit mir 1834. Nachdem ich erkannt und erfaren hatte, in wem allein das Heil meiner Seele zu finden sei und begründet liege, bedurfte ich des Logenlebens nicht mehr und sprach und sang freudig-dankbar bewegten Herzens: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält; wo anders, als in Jesu Wunden!" — Immer wird mir die Rückerinnernng an jene Zeit eine liebe

und werte bleiben. Das Antlitz Einzelner schaut mich noch mit belebten Zügen an, und der Worte, die sie zu mir gesprochen, gedenke ich gern; ich habe sie mir bewahrt und sie teilweise hier wiedergegeben. Früh schon aus dem Leben geschieden ist der Hamburger Oldermann. Er besaß einen hohen Ernst und er hieß uns nicht leicht im Logenleben studentisches Wesen und Benehmen gut. Er starb als Dispacheur zu Hamburg. Kürzlich gestorben ist der Schweizer von Muralt. Er war still, ja fast schweigsam; aber Tiefe des Gemüts mit gediegenem Wissen war ihm eigen. Er ist als reformirter Prediger zu St. Petersburg gestorben. Andre, die damals die Stunden in der Loge mit uns zubrachten und geistigen Gehalt hineinlegten, sind ganz aus meinem Gesichtskreis verschwunden und ich habe nie wieder Etwas von ihnen oder über sie gehört. Wo ist der Hamburger Köpke? Wo der Preuße Clemens? Wo der Hannoveraner Schwarz? Und Andre, die mehr an uns vorüber gingen, als daß sie sich näher mit uns eingelassen hätten — wo sind sie? Wo der Sachse d'Alnoncourt? Wo der Schlesier von Bissing? — Möchte ein anderes Band uns jetzt umfassen, als das maurerische damals, das Band des lebendigen Christenglaubens, und möchte Einer unser Meister sein, der uns eine andre Kette schließen läßt, als die Bruderkette, welche wir im Logensale schlossen und unter Händedruck beteuerten: „diese Kette reiße nie!“ Und ist sie nicht

gerissen!? — Ob Hengstenberg, der treue Streiter, oder vielmehr Gotteskämpfer, wie Pastor Wölbling ihn nennt, weil er mit Gott für sich selbst gekämpft — und obgelegen und, weil er mit Menschen für Gott gekämpft — und obgelegen, darin ganz Recht hat, daß er in seiner Schrift: „Die Freimaurerei und das evangelische Pfarramt“ sagt, der Orden der Freimaurerei sei in der Absicht gestiftet, um deistischen und humanistischen Grundsätzen Eingang zu verschaffen, muß ich bezweifeln. Von der schottischen möchte es sich wol sagen lassen, aber nicht von der Johannismaurerei; und hat diese in einzelnen Fällen wirklich solche Tendenzen kundgegeben, so ist das wol mehr aus Irreleitung, als aus einem in der Johannismaurerei liegenden Plane hervorgegangen. Wer ein aus Christo erneuertes Herz und Leben erlangt und erkämpft hat, der bedarf der Loge nicht und wird auch aus ihr scheiden; mir aber hat unter den damaligen Verhältnissen die Loge einen sittlichen Halt dargeboten und mich bewahrt vor häßlicher Torheit und fleischlichen Sünden. Sie hat mir in geistiger Hinsicht geboten, was das niedrige studentische Leben — wie es damals gestaltet war — mir nie hätte bieten können. Wie sollte ich ihr nicht danken!? — Ich scheide von dieser Zeit mutatis mutandis mit den Gedanken, welche der Pfarrer von Andouse in seinem Heimatsliede ausgesprochen hat.

Anmerkung: Für Diejenigen, welche dieses Lied nicht kennen, lasse ich es mit Weglassung der hier nicht herge-

hörenden Strophen folgen („Der Pfarrer von Andouse“ von Möwes, S. 243—245):

„Sonst hat dir mein Herz geschlagen
Meiner Väter schönes Land,
Und ich hab' in vor'gen Tagen
Keinen liebern Platz gekannt.
Wie ein Ton von gold'nen Saiten
Fiel dein Name mir in's Ohr;
Aller Lande Herrlichkeiten
Zog ich deinen Fluren vor.

Neues Leben — neues Lieben,
Altes, liebes Vaterland,
Laß die Fessel nur zerstieben,
Die mich vormals an dich band.
Heimat nannt' ich deine Auen —
Heimat nenn' ich sie nicht mehr;
Eine andre lernt' ich schauen,
Eine andre — hoch und hehr!

Deine lebensvollen Matten
Haben nur des Lebens Schein;
Ueber ihnen — flücht'ge Schatten;
Unter ihnen — todt Gebein! —
Wetter ziehn durch deine Gauen
Und verschonen keinen Ort;
Und dein Pilger sieht mit Grauen:
Du hast keinen Friedensport!

Und ich suchte, ob ich's fände
Einer Heimat Paradies;
Suchte lange — bis am Ende
Mir das Kreuz es freundlich wies;
Anderswo, am heil'gen Strande
Wies es mir ein sich'res Dach,
Und in einem fremden Lande
Die ersehnte Heimat nach.

Und ich trank aus ihren Quellen,
Trank mit hochbeglücktem Sinn:
Denn in ihren Lebenswellen
War das ew'ge Leben drin.
Und ich traf in ihren Räumen
Eine Liebe für mich an,
Wie ein Engel nur sie träumen,
Menschenherz nicht fassen kann.

Aus der neuen Heimat klangen
Neue Laute mir in's Ohr;
Und von meinem Herzen rangen
Größere Worte sich empor:
An des höchsten Thrones Stufen
Frei und froh durch Christi Blut,
‚Abba, lieber Vater!‘ rufen,
Dazu ward mir Macht und Mut.

Und was hier kein Ohr vernommen,
Und kein Auge hier gesehn,
Hier in Keines Herz gekommen,
Sah ich da lebendig stehn:
Treu' und Frieden ohne Wanken,
Freude ohne Neid und Streit,
Kraft und Leben ohne Schranken
Und den HErrn in Herrlichkeit;

Eh'mals hast du mich gezogen,
Meiner Väter schönes Land; —
Doch die Zeiten sind entflogen,
Und mein Herz hat sich gewandt.
Meine Hand am Pilgerstabe
Eil' ich heil'gern Bergen zu;
Und ich suche — bis ich's habe:
Heimatsland und Heimatsruh'!"

VI.

Ruperti und das Ruperti'sche Haus.

Wenn ich Ruperti's*) und seines Hauses gedenke, so geschieht dies nur in Bezug auf die Jare 1824 bis 1827, während welcher ich ihn und sein Haus näher kennen lernte. Was ich hier wiedergebe, bezieht sich nicht auf seine Amtsfürung, sondern nur darauf, wie Ruperti mir persönlich entgegengetreten, und was mir sein Haus gewesen ist. Er war von mittlerer Größe, fein gebaut; sein Auge war getrübt, die Farbe nicht zu erkennen: helles Har umgab ein eben nicht ausdrucksvolles Haupt; der Eindruck, den

---

*) Ruperti war Superintendent und erster Universitätsprediger zu Göttingen, unverheiratet.

er machte, war unbedeutend. Aus seinem Wesen sprach milder Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Klanglos war seine Sprache und ruhig ging seine Rede dahin. Er war einen großen und den besten Teil seines Lebens Schulmann, war Subrector zu Stralsund gewesen, und Ernst Moritz Arndt sagt von ihm in den „Erinnerungen aus dem äußern Leben", 3. Aufl., S. 55. 56 u. 57: „Im Frühling 1787 langte der neue Subrector, Herr Ruperti aus Hannover, an und erhob den Unterricht und die Zucht der Secunda bald zu einer hohen Stufe. Er war ein Jüngling von 24 Jaren mit schönen Kenntnissen, mit schöner Begeisterung und Liebe für sein Amt begabt. Man ward in seinen Studien von Ruperti gefördert, bei welchem jeder fleißige Schüler immer den freiesten Zutritt und die bereiteste Hülfe fand." Dies letztere kann ich, was das Studium der Theologie betrifft, von Ruperti nicht sagen. Er war, obwol ein Sechsziger, noch sehr arbeitsam. Im Sommer stand er 4 Uhr Morgens schon am Arbeitstische, im Winter eine Stunde später; aber gegen die Theologie Studirenden schloß er sich ab. Er hat es nicht gemacht, wie späterhin Dorner, der am Mittwoch und Sonnabend die Theologie Studirenden um sich versammelte, ihre Fragen hörte und sie veranlaßte, sich unter einander auszusprechen. Ruperti bog, wenigstens mit mir, jedem theologischen Gespräche aus. Nur einige Male bin ich mit ihm allein auf seiner Arbeitsstube ge-

wesen. Ich wagte das Gespräch in bescheidenen Fragen auf das Protevangelium zu bringen; Ruperti wich aus, gab gar keine Erklärung ab, reichte mir vielmehr einen Band der allgemeinen Bibliothek der biblischen Literatur von Eichhorn, dem er ganz zugethan war, und forderte mich zum Studium derselben auf, wie er dann noch ein parmal meinte mich mit dieser Lektüre zu erfreuen. In den kleinen Abendgesellschaften am Sonntage, welche das bei ihm wohnende und mit ihm im gleichen Alter stehende Klosterfräulein von Hugo gab, saß er hinter einem Lichtschirme. Außer mir waren noch einzelne Theologie Studirende da; — nie ist irgend ein religiöser, oder das Studium der Theologie betreffender Gegenstand zur Sprache gekommen. Einer der anwesenden Theologie Studirenden war uns recht unangenehm. That Ruperti den Mund auf, um Etwas zu sagen, so lächelte dieser Student schon Beifall, ehe er einmal den Schluß der Worte vernommen. Wir nannten ihn, weil er auch von einer sanften Seite sich darzustellen suchte, „die Lachtaube", die sich zu unsrer Freude nur selten in jenen kleinen Abendgesellschaften sehn ließ. Ruperti konnte sich da selbst zu Trivialitäten herablassen, welches mich in meinem Verhalten gegen ihn störte. So fern lag es ihm, uns Jüngere anzuregen für unser Studium. Er teilte Scherze aus der pastoralen Amtsfürung mit, die ich verschweige. Es ging sehr gewönlich in diesen Abendgesellschaften

zu, und aus der Loge bin ich geistig befriedigter heimgegangen, als aus diesen Gesellschaften, und doch hätte uns da geistliche Speise dargeboten werden müssen.

Als Theolog stand Ruperti ganz zu Eichhorn, — so wie ich ihn aus jener bemerkten Zeit beurteilen darf. Das positive Christentum, namentlich Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, der uns mit Gott versönt durch sein Blut, lag ihm fern. Man lese seine Grabrede und Gedächtnißpredigt auf den älteren Planck; sie reicht noch einige Jare über meinen Aufenthalt in Göttingen hinaus; aber hört man in beiden wol Etwas davon, daß der Entschlafene der Vergebung seiner Sünden um Christi willen bedurft, daß er sich zum Troste seines Gewissens darauf gestützt hätte? Im Gegenteil, Ruperti bezeichnet ihn als einen Solchen, den man „heilig" nennen möchte; als einen Solchen, der mit „wunderbarem Gleichmute" seinem Lebensende entgegengegangen ist. Und wie wenig Ruperti befähigt war, Planck in wissenschaftlicher Hinsicht zu beurteilen, das sieht man, wenn er dessen Vorlesungen geistvoll, gediegen und meisterhaft nennt; denn das waren sie nicht. Planck hat mich in seiner „vergleichenden Darstellung" &c. oft sehr gelangweilt durch sein Hin- und Hersprechen, ohne zu einer bestimmten Entscheidung zu kommen. Sagt doch Kahnis über ihn, in der „Lehre vom Abendmahl", S. 339: „Die Unparteilichkeit Planck's in der Dar-

stellung des Abendmahlsstreites besteht darin, daß er in seiner theologischen Flau- und Flachheit instinktartig für die Seite sich entscheidet, wo es am nüchternsten, verständigsten, breitesten und humansten zugeht. Sein entschiedener Günstling ist Oekolampadius." Nach Ruperti's Tode sind seine biblischen Vorlesungen im Druck erschienen. Dies würde Ruperti selbst nicht gethan haben. Denn das Mangelhafte derselben tritt zu deutlich hervor; weder zeigt sich in denselben eine gediegene Exegese, die in ein tieferes Schriftverständniß einfürt, noch ein wahrhaft praktischer Sinn, der das ausgelegte Wort an die Seelen anlegt und es auf bestimmte Lebenslagen anwendet. An Ruperti, als Prediger hatte ich Nichts; es kostete mir Ueberwindung, in seine Kirche zu gehn. Ich will nicht von mir reden; aber aus meiner Studienzeit wüßte ich nicht Einen zu nennen, der mir gesagt hätte: „Heute hat uns Ruperti erbaut; wie weiß er uns das Wort Gottes nahe zu bringen!" Nie habe ich das gehört. Seine Kirche war leer. Einmal hörte ich da von ihm eine Predigt über die Rechabiten. Was für eine Veranlassung er dazu gehabt, kann ich nicht angeben. Die Predigt aber war so unbedeutend, daß ich den Entschluß faßte: „du gehst nicht wieder in seine Kirche". Lese ich dahingegen, was Friedrich Wilhelm Krummacher im III. Bändchen seines „Elisa", S. 72 ff. geleistet, dann werde ich noch mehr in meinem gegebenen Urteile be-

stärkt*). Als Redner konnte Ruperti gar nicht gelten. Seine Haltung hatte etwas Störendes. Trat er auf die Kanzel, so trippelte er im Anfange der Rede hin und her. Seine Stimme hatte nichts Gewinnendes, war klanglos, sehr fein und dünn, etwas Discantartiges lag in ihr. Er selbst war nicht getragen von der Macht der ewigen Wahrheit und ewigen Liebe — wie sollte er über die Herzen seiner Zuhörer Etwas vermocht haben?! — Der Oberhofprediger und geheime Kirchenrat Dr. Liebner, der die Gedächtnißpredigt auf Ruperti's Tod gehalten hat, legt derselben das Gellert'sche Lied: „Meine Lebenszeit verstreicht" zu Grunde, weil es Ruperti's Lieblingslied gewesen sei. Liest man die Predigt durch, so wird ganz im Allgemeinen gesagt, wie ein Christ an den Tod denken, wie er durch Christum den Tod überwinden und wie in dem Jenseits immer heimischer werden soll; man sieht aber in dieser dreifachen Beziehung auf Ruperti keine Anwendung. Man kann die Predigt lesen, als an jeden Christen gehalten; Specialitäten, die man mit Recht erwartet, kommen gar nicht vor, und hätte nicht grade der damalige Universitätsprediger und Professor Liebner im zweiten Teile der Predigt diese ganz besonders hervorheben müssen? Am Schluß der Predigt wird gesagt — und

*) Krummacher's 3. Betrachtung im III. Bändchen seines Elisa bezieht sich auf Jonadab und sein Haus.

das ist das Gewönlichste und Leichteste —: „Geliebte, laßt mich Nichts weiter hinzufügen als das Eine, daß wir gewiß sein mögen, wie solches Alles durch Gottes Gnade an dem teuren Vollendeten, dessen wir heute gedenken, geschehn ist.“*) — Es ist möglich, daß Ruperti auch noch in seinem hohen Alter, durch Lücke, Julius Müller und Liebner bewogen, seine Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen gegeben hat; in den von mir bezeichneten Jaren hat er seinen Aeußerungen zufolge das nicht gethan; war er doch gegen das, was wahres christliches Leben ist, sehr eingenommen; nannte er es doch, wie die damalige ungläubige Zeit es erheischte, Frömmelei und Pietismus. — 1825 wurde er zum Doctor der Theologie ernannt. Wir Jüngeren gingen zu ihm, um ihn zu beglückwünschen; er nahm uns nicht an; seine Schwester vertrat ihn. Gern hätte ich bei dieser Gelegenheit ihn sich äußern gehört, statt dessen mußten wir die unzufriedenen Worte seiner Schwester hören, die es nicht begreifen konnte, daß man dem Professor Hemsen die gleiche Würde erteilt habe. Ihr Bruder war erster, Hemsen zweiter Universitätsprediger. Sie fragte, was für Verdienste

*) Predigten von Dr. Albert Liebner, ordentl. Professor der Theologie, Konsistorialrat und erstem Universitätsprediger zu Leipzig, designirtem Oberhofprediger zu Dresden, I. Bd., S. 221.

Hemsen habe, die ihn einer solchen Auszeichnung würdig machten. Wir konnten darauf nicht antworten; bemerkten aber, daß sie in Hemsen's Ernennung zum Doktor eine Verringerung dieser Würde für ihren Bruder sah. Befreundet war Ruperti mit dem damaligen Stadtkommandanten, dem Oberstlieutenant Greve, einem militärisch-wissenschaftlich gebildeten Manne. Diesen sah ich in den Gesellschaften mit seiner riesig-großen Tochter, gegen welche er, der etwas im Rücken verwachsene Vater, sehr klein erschien. Mich wunderte, daß solche Offiziere in der hannover'schen Arme gedient; worauf mir gesagt ist: wissenschaftlich gebildete Offiziere wären mit dem Felddienste verschont geblieben; sie hätten im Stabe gedient, wo man es mit kleineren körperlichen Gebrechen nicht genau genommen. In den größeren Gesellschaften sah ich keine Studiosen der Theologie; ich sah da die beiden Juristen, einen Herrn von Hinüber und einen Freiherrn von Knigge; ersterer hieß wegen seiner logarithmischen Kenntnisse unter den Studirenden „Vega", der andere „der kleine Umgang", weil er sehr klein und zierlich war und durch seinen Namen an den Verfasser des Buches über den Umgang mit Menschen erinnerte; geistliche Herren habe ich nie in diesen Gesellschaften gesehn. Wir Jüngeren waren für uns in einem ziemlich großen Nebenzimmer, dessen Tür offen stand und uns nicht von dem Hauptzimmer ganz trennte. Hier belustigten

wir uns durch gesellschaftliche Spiele, und meine Aufmerksamkeit zogen auf sich zwei junge Damen, die unsre Spiele teilten: ein Fräulein Gauß, Tochter des damaligen Hofrats Gauß, die nachmalige Gattin des Orientalisten Ewald, und ein Fräulein von Hinüber, Tochter des Oberpostmeisters von Hinüber, deren Mutter Witwe war, die nachmalige Gattin eines Rittergutsbesitzers von Hugo. Beide zeichneten sich aus durch ein höchst anständiges, feines Benehmen und durch sehr passende Fragen und Antworten, wie die gesellschaftlichen Spiele sie mit sich brachten. Die letztere ist eine sehr achtungswerte Ehefrau und liebenswürdige Mutter geworden, die nur für ihren Mann, nur für ihre Kinder gelebt hat. Mild und sanft, wie sie war, ist ihr Lebenslicht auch allmählig erloschen. Vor einigen Jaren ist sie an der Schwindsucht gestorben, und es ehrt den hinterbliebenen Gatten, daß er das Zimmer, in welchem sie mit ihrem stillen Wesen gewaltet und im lebendigen Glauben an ihren Heiland aus dem Leben gegangen, in dem Zustand gelassen, in welchem sie es bewohnt hat. — Es war damals Mode, „lebende Bilder" und durch dieselben ein Wort darzustellen. So entsinne ich mich, daß das Wort „Nachtigall" auf folgende Weise veranschaulicht wurde. Das Zimmer wurde ziemlich verdunkelt = Nacht. Auf der Fußdecke lag ausgestreckt der kleine Freiherr von Knigge mit dem Hute auf dem Gesichte = i. An einem Tische kniete

Jemand so, daß der Kopf über denselben eben hervorsah, an welchem ein Andrer, namentlich am Schädel, Messungen mit dem Zirkel vornahm = Gall. So ergab sich das Wort „Nacht-i-gall", welches die Herbeigerufenen aus dem lebenden Bilde enträthseln mußten. An munteren Scherzen fehlt es ja der Jugend, namentlich der studirenden Jugend, nicht, und auch uns sind solche Abende ganz angenehm dahingegangen. Recht oft bin ich, zu kleineren Gesellschaften eingeladen, im Ruperti'schen Hause gewesen. Gewönlich wurden die Sonntagnachmittage dazu verwendet. Fast eben so oft, wie ich, war ein dem Klosterfräulein von Hugo bekannter Studiosus juris da, der kürzlich als Obergerichts-Rat entschlafene Dr. Willemer. Meistenteils waren wir jungen Leute uns dann allein überlassen. Ruperti habe ich nie bei dieser Gelegenheit, nur einzelne Male seine Schwester gesehn. Unser Kreis bestand aus zweien Nichten des Herrn Superintendenten, aus seinem Neffen, der jura studirte und bei ihm wohnte, aus zweien Brüdern, deren Vater Ruperti sehr gut kannte und welche dem Studio der Theologie oblagen, aus jenem bereits gemeldeten Studiosus juris und aus mir. Die beiden jungen Damen waren aus Hannover, die eine sehr lebhaft, heiter und von blühender Gesichtsfarbe, die andre still, bleich, aber sehr angenehm durch ihr bescheidenes Wesen. Ruperti wollte durch dieses heitere Zusammensein in seinem Hause uns gewiß abhalten

von dem Studentenleben und es uns vergessen lassen in den besseren Freuden, wie sie in einem gebildeten Hause genossen werden. — Zu dem Kreise, welcher sich um das Klosterfräulein von Hugo bildete, bin ich auch hinzugezogen. Sie war einige Jare älter als Ruperti und aus dem adeligen Stifte zu Wennigsen, wo sie mit Ruperti befreundet worden war, ihm nach Göttingen gefolgt. Obwol schon hoch in den Sechszigen, drückte das Alter sie noch nicht. Sie war klein, ging ein wenig gebückt und trug nicht die Spuren früherer körperlicher Schönheit an sich; aber sie war lebhaft und hatte gern einen Kreis junger Leute um sich. Ihre Gespräche waren, wie man sagt, nicht geistreich, aber auch nicht geistlich. Wir beschäftigten uns deßhalb auch bei ihr mit gesellschaftlichen Spielen. Daß sie ein Gespräch begonnen und unterhalten hätte über Etwas, das sie gelesen; daß sie dadurch unsre Geister geweckt und geistige Funken hätte hineinfallen lassen: — das vermochte sie nicht. So weit ich sie kennen gelernt habe, war sie eine sehr freundliche und gütige Dame, die auch Werke der Wolthätigkeit geübt hat. Sie sowol, wie Ruperti's Schwester hingen an ihm mit großer Verehrung. Ein Fräulein von Minnigerode war ihre Gesellschaftsdame, welche an unsern gesellschaftlichen Spielen mit Teil nahm. Die alte Dame konnte es wol vertragen, wenn das jugendliche Leben anfing sich bei uns zu regen; sie hat uns nie gestört, sondern

sich recht herzlich mit uns gefreut. Daß Pfänder gegeben und eingelöst werden mußten, blieb nicht aus. Dem jüngeren der beiden Theologie studirenden Brüder wurde bei Einlösung seines Pfandes aufgegeben, daß er etwas von Schiller declamiren solle. Er wälte „Hero und Leander". — Ihm wurde aber gleich bemerkt, es bedürfe nur einiger Strophen. Uns gegenüber hatte er sich zwischen zwei etwas aus einander gerückte Tische gestellt, auf denen servirt war. Dem jungen Manne fehlte gänzlich die Gabe des Vortrages. Wir sahen in einen weit geöffneten Mund und starke Bewegung der Arme; als aber die Worte gesprochen oder vielmehr geschrieen wurden: „Hört ihr jene Brandung stürmen, die sich an den Felsen bricht? Asien riß sie von Europen", da kamen auch die Beine und Füße in Bewegung, Tassen und Gläser wurden durch das Erschüttern der Tische, zwischen denen er stand, in's Schwanken gebracht, und das besorgte alte Fräulein sprang auf, um nicht einen Durchbruch, aber einen Umsturz der Tische zu vermeiden und einen Ueberguß von Thee, Rahm und Wein auf den erschrockenen Declamator. Innerlich war doch die alte Dame ergötzt, obwol sie auf artige Weise es bedauerte, Nichts über Hero und Leander gehört zu haben. In den ruhigen Verhältnissen, in denen sie lebte, hat sie ein recht hohes Alter erreicht. Als ich von ihrem und bald darauf von Ruperti's Tod hörte, habe ich beiden noch einmal meinen Dank nachge-

rufen. Geschmerzt hat es mich, daß ich von Beiden, als ich Göttingen verließ, nicht Abschied nehmen konnte. Der Wechsel meines Studiums entfernte mich allmälig von Beiden. Das konnte Ruperti nicht begreifen, wie Jemand auf einer Universität, wie Göttingen, dem Studio der Theologie entsagen könne; denn er meinte, alle Lehrkräfte wären da in höchster Potenz vereinigt, um dem Studio völlig zu genügen. Er befürchtete Anfänge des Mysticismus bei mir, und davor hatte er wirklich einen Horror. So bin ich zuletzt gar nicht mehr zu ihm und dem Klosterfräulein von Hugo gegangen. Ihre Güte und Freundlichkeit habe ich aber nie vergessen. Ruperti's Haus, so edel sein Bewohner und so edel Die, welche es mit ihm teilten, war nicht das Haus, von welchem Spitta singt:

„O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, HErr Jesus Christ!
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist.
Wo Aller Herzen dir entgegenschlagen
Und Aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo Aller Lippen dein Gebot erfragen
Und Alle deines Winks gewärtig stehn."

Wie späterhin von Göttingen, so bin ich auch von Ruperti und dessen Hause weggegangen mit den Gedanken, wie Spitta sie in seinem Pilgerliede ausspricht:

„Freundlich hast du mich zu dir gerufen,
Lieber HErr, doch sind noch viele Stufen,
Die zum Himmel ich ersteigen muß.
O, so reiche deinem schwachen Knechte
Aus dem Himmel deine Gnadenrechte,
Unterstütze, leite seinen Fuß.“

VII.

Absonderlichkeiten und Erheiterungen.

Das Studentenleben hat seine Absonderlichkeiten und Erheiterungen; es hat ja auch seine absonderliche Sprache. Rürt das her aus den dreien zum Studio abgesonderten Jaren, in denen der Student gleichsam aus dem gewönlichen Leben tritt? Rürt das her aus dem jugendlichen Alter, in welchem der Student steht und in welchem Leibes- und Geisteskräfte gleichsam wie aus einem sprudelnden Quell hervorspringen, unaufhaltsam, stets frisch? Beides faßt wol in einander. Es ist ein geistiges und leibliches glückliches Gehobensein, von welchem der Student etwas verächtlich auf das alltägliche Treiben Anderer sieht. Und dieses durch Wort und That, ja selbst durch Kleidung und äußere Haltung und Benehmen zu erkennen zu geben, fühlt er sich gedrungen. Es wird

ihm verziehen, wenn auch nicht grade gutgeheißen. Daß auf einer Universität, wie Göttingen, die damals von 1500 Studenten frequentirt war, Absonderlichkeiten und Erheiterungeu vorkamen, leidet wol keinen Zweifel. Selbst zu Wunderlichkeiten und Bizarrerien verstieg sich das Studentenleben; auch dazu kann noch geschwiegen werden; aber wenn es herabsinkt zu Rohheiten und Gemeinheiten — dann hört der Student auf, Student zu sein, und verdient aus dem akademischen Verbande ausgeschlossen, ja hinausgestoßen zu werden. — Ein recht heiteres Leben regte sich an unserm Mittagstische. Wir fanden uns dazu zusammen in dem Hause eines Herrn Michaelis in der Nähe der Post. Das Haus wurde von uns „die Michaelia" genannt. Ein ziemlich langer Tisch war da für uns gedeckt, der an den beiden Enden Winkel oder Seitenflügel bildete. Des Sonntags erhöhete Tischmusik unsre heitere Stimmung, und wir wußten es unserm Wirte Dank, daß er für gute Musik sorgte. Wir nannten die Truppe von ihrem Director Jacobi „die Jacobiner". Vergegenwärtige ich mir an dieser Tafel die eine Gruppe, die den rechten Flügel derselben einnahm, so ist sie durch das Ensemble, welches sie bildete, beachtenswert. Es wird mir gewiß verziehn, wenn ich Namen derer nenne, die vielleicht noch leben, da es ja nur in der Absicht geschieht, um an heiter vorübergegangene Stunden zu erinnern. Ich gebrauche die Bei- oder Spitznamen,

mit denen die Gedachten genannt wurden. Da saß dem „langen Johann", einem Herrn von Wangenheim, einem hochgewachsenen, wohlbeleibten jungen Manne mit einer Stentorstimme, „Zippig" gegenüber, ein kleiner zierlicher Herr Mühry; dem „Käseraben", dem jüngeren Herrn Karstens aus Bremen, „der Affe", ein Herr Eisendecher; dem „zahmen Engländer", dem ältern Herrn Mühry, der „Botocude", ein Brasilianer, ein Herr de Campos Vergueiro; dem „alten Herrn" oder „Lord Wellington", dem ältern Herrn Karstens, der „Luffe", ein Herr von Harling, oder auch der „Big-Hahne (Bierhahn)", ein Herr von der Decken, Sohn des Generalfeldzeugmeisters von der Decken, darüber bin ich zweifelhaft. Man mußte diese Persönlichkeiten im heitern Gespräche sehn, indem diese wunderlichen Namen unter ihnen wechselten, und man konnte sich des Lachens nicht enthalten. — Göttingen hatte damals einzelne auffallende Persönlichkeiten, auffallend durch ihr Aeußeres, durch ihre Kleidung und ihr Verhalten. Ein sehr großer, hagerer, schmächtiger Kurländer, der in seinem Gange etwas Schwankendes und Haltloses hatte, wurde der „Wagehals" genannt, indem man sein Auf- und Zutreten, überhaupt sein Gehn für ein Wagestück hielt. — Ein Ostfriese machte sich bemerklich durch seine Kleidung. Damals war ein schottischer Mantel von buntcarrirtem Stoffe eine Seltenheit und Merkwürdigkeit. Dieser Ostfriese

trug allein einen solchen; durch ihn habe ich auch den Namen seines Trägers behalten. Er hieß Sax van ter Borg; diesen Namen verwandelten seine Landsleute aber in Sax van Theerputt, oder kurzweg „Theerputt". Das schottische Farbenbunt und der „Theerputt" bildeten einen merkwürdigen Kontrast, und wer hat nicht gelächelt, wenn er diesen Sax sah? — Ein Studiosus Kaltschmitt war in allen Kollegien zu finden; überall hospitirte er: es wurde allgemein behauptet, man habe ihn in allen Kollegien gesehn und er treibe die heterogensten Dinge. So weiß ich, daß er selbst den alten Hofrat Tychsen beunruhigt hat, indem er bei ihm ein collegium arabicum belegen wollte, obwol Tychsen gar nicht mehr las. Verschiedene Male ist er zu Tychsen gegangen und hat gefragt, ob er ein Kollegium für das Arabische zu Stande bringen könne, was derselbe verneinte, worauf Kaltschmitt geäußert, ihm sei es auch nicht möglich. Er wurde studiosus omnium literarum genannt. Späterhin, glaube ich, hat er in Lexikographie etwas geleistet.*)

*) Ein Russe Isakoff, Sohn eines Generals, erlangte in der Studentenwelt Renommée. Wegen einer Paukerei hatte er Karzerstrafe zu erleiden. Er mußte, ehe er zum Karzer gefürt wurde, einige Augenblicke im ersten Stockwerk warten. Da putzte die Magd die geöffneten Fenster. Isakoff scherzte mit ihr; setzte sich auf die Fensterbank und im Augenblick war er mit einem Satze unten. Glücklich gesprungen,

Im Anfang eines Winters machten mehre Studenten einen öffentlichen Aufzug. Wenig Schnee war gefallen; die Schlitten aber wurden in Bewegung gesetzt und hart berührten sie das Straßenpflaster. Da konnten denn mehre Studenten nicht widerstehn, die Schlittenfahrenden zu verhöhnen. Ein großer Ackerwagen wurde mit vier Glocken tragenden Pferden bespannt; auf dem Wagen stand ziemlich hoch ein Schlitten, in welchem verkleidete Personen saßen; ein Vorreiter mit knallender Peitsche eröffnete den Zug und so ging es durch Göttingens Hauptstraßen. Die wirklich Schlittenfahrenden stellten ihre Fahrt ein. die im Aufzug Einherfahrenden haben alle Karzerstrafe erleiden müssen.

An einem schönen Herbsttage waren wir nach Nörten hinausgeritten. Das Wirthshaus lag vor dem Orte, wenn man nach Göttingen wollte. Der Wirt hieß Büssenius, über den wir uns amüsirten, wenn er, ganz vertieft in sein Geschäft, Rechnungen schrieb. Dann hatte er für Nichts Ohr. Das Personal, welches er zur Aufwartung angestellt hatte, war das merkwürdigste, das ich je gesehen habe. Der Marqueur — denn das sollte er sein — war ein ungestalteter Junge, häßlich, mit verzerrtem Angesicht,

---

eilte er davon; traf Bekannte und sagte schnell, wie und wo ihm zu helfen sei — und so ist er verschwunden; nie habe ich Etwas wieder über ihn gehört.

den Oberkörper auf schiefen Beinen tragend. Wer nur irgend etwas besser als Andere gekleidet war, den nannte er „Herr Baron". Er wurde trotz seiner entschiedenen Häßlichkeit und Widerlichkeit nie anders als „Kolibri" genannt. Ein ältlicher Mann ersetzte den gewandten Hausknecht; er hieß „Federbusch", der in aller Gemächlichkeit die Wagen bespannte und die Reitpferde vorführte. Das weibliche Personal hatte an der tête Frau Fulsen, eine alte hagere, gelblich wie eine Zigeunerin aussehende Frau, die aber manches Mal ausgelassene Studenten sehr passend zum Schweigen brachte; ihr zur Seite ging eine dicke Magd plump und schwerfällig, welche die „Dronte" genannt wurde. Trotz allem dem wurde das Haus von Studenten fleißig besucht. Teils geschah es um des Vergnügens willen, selbst zu fahren, teils um den Hardenberg zu besuchen, der nahebei liegt. — Mit Dunkelwerden ritten wir zurück. Da fiel es Einem ein, den Göttinger Ausrufer nachzuahmen und zwar ganz in dessen Weise. Wir ließen die Pferde langsam gehn. Dann in Mitte der Straße Nörtens erhob er seine Stimme: „Hola! Höret zu! Holet auf der Wage Ziegenhainer Butter 7 Pfund, ein halb Pfund für einen Thaler!" Türen und Fenster öffneten sich; als man aber wahrgenommen, von wem der Ausruf kam, flogen Töpfe, Schalen und Steine hinter uns her und über uns hin, zum Glücke keinen von uns beschädigend.

Unsere zuvor langsam gehenden Pferde eilten mit uns im schnellen Laufe davon. Die Dunkelheit schützte uns. —

Eine bei den Studenten nicht beliebte Persönlichkeit war der Musikdirektor Dr. Heinroth. Er stand im Konflikt mit den Studirenden, in welcher Weise — das kann ich nicht angeben. Genug, von ihrer Seite war beschlossen, ihn beim nächsten öffentlichen Konzerte ihren Unwillen fühlen zu lassen. Als das Konzert im Roon'schen Saale begann, Dr. Heinroth den Tactirstab führte und die ersten Töne hörbar wurden, erscholl ein von mehreren Seiten sehr lautes: „Bravo, Herr Dr. Heinroth! Bravo! Sehr gut! Vorzüglich gut!" — Die große Aufregung unter den Anwesenden wurde dadurch beschwichtigt und die Ruhe hergestellt, daß Dr. Heinroth abtrat und ein Andrer das Konzert dirigirte. Ob Untersuchungen und Bestrafungen nach diesem Auftritte erfolgt sind, weiß ich nicht. Dr. Heinroth soll aber von da an sich nicht mehr anmaßlich gegen Studirende betragen haben; denn darüber klagte ihm gegenüber die studirende Jugend*).

*) Während meiner Studienzeit zu Göttingen ließ sich die Sängerin Catalani öffentlich hören. Ein Konzertbillet kostete 2 Thaler. Der Preis überstieg meine Kasse weit; ich hörte sie nicht. Die Magd meines Hauswirtes aber erzälte mir: die Studenten hätten sich vor ihren Wagen gespannt und sie von Roons nach der „Krone" (einem Gasthause an der

Mancher von denen, die heitere Stunden an den Vergnügungsplätzen in Göttingens Umgebungen mit mir verlebt haben, tritt hier vor meine Seele. Sie sind nicht mehr; jene Plätze sind geblieben.

Weenderstraße) gefahren; die „Catilina" hätte dann sehr freundlich zu ihnen geredet.

VIII.

Studentische Verbindungen.

Daß Göttingen bei der großen Frequenz von Studirenden zu meiner Zeit ein sehr buntes Bild darstellte, wenn die akademische Jugend sich zu den Hörsälen begab, oder von denselben kam, bedarf kaum der Erwähnung. Seit dem Wartburgfeste vom 18. October 1817 waren bekanntlich die Landsmannschaften auf allen Universitäten Deutschlands aufgehoben; eine allgemeine deutsche Burschenschaft hatte sich gebildet und fand bei den akademischen Lehrern Unterstützung, und wol wäre es ein Segen gewesen, wenn die deutsche studirende Jugend sich nicht bloß äußerlich durch das schwarz-rot-goldene Band, sondern auch wirklich zur sittlichen, körperlichen und geistigen Ausbildung und

zur Belebung vaterländischen Sinnes verbunden und zusammengehalten gewußt hätte. Das rohe Studententum wollte man nicht; seitdem aber Karl Ludwig Sand in Verblendung und patriotischer Schwärmerei Kotzebue wegen politischer Angeberei erdolcht hatte (23. März 1819) und nun auch die allgemeine deutsche Burschenschaft aufgehoben wurde, bildeten sich auf den verschiedenen deutschen Universitäten sogenannte Corps, die ihre Senioren und Chargirten hatten, durch die aber nicht gute Sitte, Liebe zum Studium, am wenigsten aber vaterländischer Sinn befördert wurde. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich nach der Erfahrung derer, die selbst Corpsbursche waren, und nach meiner eigenen behaupte, daß diese Corpsverbindungen hauptsächlich auf Kneipereien und Paukereien gerichtet waren, und daß man in denselben mit fleischlichem Wesen und Treiben bekannt wurde. Es waren nicht bloß plumpe und gemeine Kraftausdrücke, die man gebrauchte, sondern Obscönitäten, in denen man sich erging, und dann meinte, ein tüchtiger Bruder Studio zu sein. Die Sünden contra sexum wurden gar nicht geheim gehalten; sie bildeten leider nur zu oft den Gegenstand des Gesprächs, und Mancher renommirte sogar mit denselben. War eine feile Dirne in der Umgegend Göttingens, so begab man sich dahin, oder man ging nach Cassel. Schon zu meiner Zeit fing das übermäßige Biertrinken an; mir ist ein Familienvater bekannt, ein

Herr von L......t, der zwei im Familienkreise wol erzogene Söhne, als sie von der Universität heimkehrten, in rascher Folge wegen allzustarken Biergenusses durch den Tod verlor. In der Abenddämmerung ist mir dieser Herr dann und wann auf dem Kirchhofe der Stadt begegnet, wo ich mich grade aufhielt, indem auch ich ein mir teures Grab da besuchte. Commerces („Commersch“ gewönlich gesprochen) sind doch wol die höchsten Stufen oder Spitzen, welche die studentischen Verbindungen betreten, und in denen sich doch gewiß das, was sie sein wollen, darstellen soll. Wie die Nichteingeweihten von den eleusinischen Geheimnissen abgehalten wurden durch den Ruf: „Ἑκὰς, ἑκὰς βέβηλοι!“ so hätte man auch denen, welche in die Geheimnisse eines Commersches nicht eingeweiht waren, zurufen mögen: „Fern, fern bleibt, ihr Uneingeweihten!“ Ja, man läßt lieber zu- als aufgedeckt, was sich da zutrug. Man denke sich eine lange Tafel, besetzt mit Speisen und Getränk, die durch den ganzen Sal geht. An beiden Seiten derselben, sich einander gegenüber, sitzen die Corpsburschen. Der Senior des Corps präsidirt; ihm zur Seite befinden sich die Chargirten. Nachdem man gegessen und Wein getrunken, werden die Speisen entfernt und die großen Bowlen mit Glühwein aufgetragen. Man singt. Ein Corpsbursche, der unten an der Tafel dem Präsidenten mit dem Schläger in der Hand gegenübersteht, schlägt

mit demselben mehre Male hart auf die Tafel. Der Präsident fragt, was begehrt werde. Da heißt es dann: „N. N. hat nicht mitgesungen; er muß pro poena 6 Glas Glühwein trinken.“ Nolens volens muß der zu solcher Strafe Kondemnirte diese Zal von Gläsern nach einander hinunterschütten. Da hat man dann das widrige Schauspiel, daß gesunde Naturen die hinuntergegossene Weinmasse sofort wieder von sich geben. Bereits an solche Ueberfüllung gewönte Naturen halten einige Zeit Stand, werden späterhin berauscht und dann in die Todtenkammer getragen. Im Uebermut um die Wette wird späterhin getrunken; starke Trinker nehmen die Bowle mit Glühwein an den Mund und entleeren sie bis auf ein gemachtes Zeichen. Dazwischen erschallen fade und auch gemeine Witze. Aeltere Corpsbursche (bemoste Häupter) enthalten sich des übermäßigen Trinkens. Einer unter ihnen aus adeliger Familie, aber nicht aus altadeliger, erzälte gern, wenn er etwas angetrunken war, von seinem Stammbaume. Er redete dann lateinisch, erhob sich auch wol und sagte wolgefällig: „Ego stirpem meam a Carolo magno traho.“ „Ja“, antwortete ein Andrer: „stipem gloriae tibi colligis“ (du sammelst dir ein kleines Ruhmesalmosen). Der Kommersch wird mit Aufführung des Landesvaters beschlossen. Die meisten sind halbberauscht. Das Gaudeamus igitur etc. wird gesungen; jeder Corpsbursche zieht seine Mütze

hinten durch den aufrecht gehaltenen Schläger, wobei gesungen wird: „Es leb' auch dieser Bruder hoch"; man hat aber auch schon gesungen: „Es leb' auch dieser Hundsfott hoch.". Durch dieses Aufziehn der Mützen auf den Schläger soll eine enge Verbrüderung der einzelnen Mitglieder versinnbildlicht werden. Einen sehr traurigen Anblick gewährt die sogenannte Todtenkammer, wo die schwer Betrunkenen liegen. Gut, daß Eltern ihre vielleicht mit den besten Segenswünschen von Haus entlassenen Söhne in diesem sie so sehr erniedrigenden Zustande nicht sehn. — Eine Dame sagte mir einmal: „O, Sie glücklichen jungen Leute! So täglich für ein schönes, großes Ziel lebend, von der reinsten und edelsten Gesinnung getragen." Wenn nun jene Dame in diesen Sal und an diese Todtenkammer getreten wäre — welch ein Kontrast in ihrer Vorstellung über das Studentenleben und dasselbe in seiner Wirklichkeit, ja, in seiner höchsten Potenz, in seinem Kulminationspunkte!!

Ich kann mich nicht enthalten, das schneidende Wort, welches Machiavelli über Rom zu den Zeiten der Päpste Julius II. und Leo X. ausgesprochen hat, auf die Musenstadt Göttingen anzuwenden: „Je näher die Menschen bei Rom, desto weniger haben sie christlichen Geist. Das Beispiel der Papststadt ist schuld, daß wir Italiener alle Frömmigkeit verloren haben." So möchte auch ich sagen zu meiner Zeit: „Je näher die studirende Jugend bei

Göttingen, desto weniger hat sie christlichen Geist. Das Beispiel der Musenstadt ist schuld, daß wir Studirenden alle Frömmigkeit verloren haben." — „O, ihr Toren und trägen Herzens", hätte man zu vielen Professoren der damaligen Zeit sagen können, die ihr durch Universitätsjäger (Schnurren), durch Karzerstrafen und Relegationen den jugendlichen Uebermut und seine Ausschweifungen zügeln und bändigen wollet, wie leicht könntet ihr die studirende Jugend leiten, ja erziehn, wenn dieselbe euch am Herzen läge; wenn ihr aus eurer Bequemlichkeit und Gemächlichkeit herausträtet und nicht bloß fremd und kalt für sie läset, sondern mit ihr lebtet. Das war einer der größten Schäden des Göttinger Universitätslebens, daß die meisten Professoren den Studenten verächtlich waren, und daß die Professoren den Studirenden hochmütig, kalt und fremd gegenüberstanden.

Ist meine Darstellung des Kommersches in seinem Ausgange etwas ungenau, so rürt das daher, weil ich selbst nur einmal dem Anfange, aber nicht dem Ende desselben beigewohnt habe. Was ich über den Ausgang desselben bemerkt, rürt aus Mittheilungen meines juristischen Freundes her.

Sehr nachteilig auf Leib und Seele und auf das Studium wirkten die jeden Abend stattfindenden Bierkneipereien. Hätte man sich an Einem Glase Bier genügen lassen und sich dabei an einem heiteren Ge-

spräche erfreut, so hätte man das gutheißen können; nun aber wurde vorgetrunken! man überbot sich; so entstanden Berauschungen und oft laute Szenen, die am besten noch der Gold-Aga (der Obersergeant der Universitätsjäger), ein wolgenährter gemütlicher Mann, zu schlichten und zu beschwichtigen wußte; dem Silber-Aga (dem Untersergeanten), der strenger und kurz angebunden war, gelang das nicht so gut. Durch ihn erfolgten Anzeigen beim Senate und darauf Untersuchungen und Bestrafungen. Wie schlecht hat sich Mancher nach solchen Kneipereien am nächsten Morgen befunden; er war untüchtig für das Studium. — Ein Anderes, ebenso Schlimmes, welches die studentischen Verbindungen mit sich fürten, waren die nie aufhörenden Paukereien. Das, dünkt mich, ist das schlechteste Zeichen für eine Universität in sittlicher Hinsicht, wenn Mensurhelden und Raufbolde die erste Stimme füren. Es gab solche auch in Göttingen, wenn auch nicht grade vorherrschend. Fechten, als Kunst, kann man lernen — das macht körperlich gewandt; aber fechten zu lernen, um, wie der rohe Bursche sagt, Andern tüchtig einige überzureißen, und selbst mit tüchtigen Schmissen im Angesicht einherzuziehn; mit Andern anzubinden, sie vom Trottoir hinunterzurennen, oder sonst grob zu werden und so sich an Andren zu reiben — dabei geht alles bessere gesittete Leben und alles wissenschaftliche Streben völlig zu Grunde. Wer auch nicht so tief sinkt in

der studentischen Verbindung, in die er getreten ist, der wird doch von seinem Studio mehr oder weniger abgehalten durch die Paukereien, die „Paukereien pro patria“ genannt werden, welche die Verbindung oder das Corps auszufechten hat. Ein Solcher, der auch nicht gern will, muß, wenn der Senior und die Chargirten ihn dazu bestimmen, und ein Senior hat oft großes Ansehn. Mir erzälte ein Bekannter, daß der Senior der „Westphalia“ zu Heidelberg nie anders von den Corpsburschen als von „seinen Leuten“ gesprochen habe. Solche Paukereien bilden das Tagesgespräch; eine Verbindung steht der andern feindlich gegenüber; eine verachtet die andere; die eine sucht die andere niederzutreten. Furchtbare Erbitterung wohnt oft in den Herzen Derer, welche die Mensur betreten. Ich habe einmal einen Hamburger gesehn, der vor seiner Paukerei auf krumme Säbel (Krümmlinge), welche selten vorkam, bei meinem Freunde sich aufhielt. Das Blut wallete; er konnte keinen ruhigen Sitz finden, und in heftigen Reden machte er seiner inneren Glut Luft. Das ist doch gewiß nicht das rechte Universitätsleben und das Leben der Studirenden mit- und untereinander, daß man sich den Ungebürlichkeiten und Rohheiten Anderer gegenüber in Autorität erhalten muß; daß man der Erste auf dem Fechtboden und in der Bierkneipe und Trinkstube ist. „Da“, möchte man mit Justinus Kerner sagen, „dient man non musis, sed mulis.“

Und wie ergänzen sich solche Verbindungen?! Es sollen nicht ordinäre Bursche aufgenommen werden; aber gilt denn nicht Alles Derjenige, welcher eine gute Klinge fürt? Nicht nach Fleiß, nicht nach Gesittung, vielleicht nach dem Stande wird gefragt, — Alles kommt darauf an: er macht durch die gute Klinge, welche er fürt, unserer Verbindung Ehre, wenn er im Uebrigen auch „ein gemeiner Bengel" ist. Solche machen sich an die „Füchse", die sich um Aufnahme bewerben. Da heißt es: „Du kannst mir wol Einen Thaler leihen"; der „Fuchs" darf nicht „Nein" sagen. Den Thaler bekommt er aber nie wieder. Gefärliche Paukereien kamen zu meiner Zeit eben nicht vor; nur in einem Pistolenduell schoß ein Studiosus Camenz einen Lieutenant von Marschalk durch die Brust, der aber nicht starb, auch nicht dienstuntüchtig wurde. — Verächtlich angesehn von den Corpsburschen wurden Diejenigen, die keiner studentischen Verbindung angehörten; die galten in ihren Augen nichts; hießen „Wilde" und, wenn sie sich der Kneipereien, Paukereien ꝛc. enthielten, „Kamele", auch wol „Kameloleopardi". — Wissenschaftliches Streben soll doch der Grund des akademischen Lebens sein; darin sollten alle akademischen Bürger sich einigen. Das aber trat durch die studentischen Verbindungen sehr zurück. Einigung unter den Vielen war gar nicht da. Habe ich mich doch gewundert, daß die aus dem Königreiche Hannover zu der Zeit Studirenden nicht Eine Ver-

bindung ausmachten, sondern sich nach den verschiedenen Provinzen teilten und durch Farben kennzeichneten, statt die gemeinsame Landesfarbe zu tragen. Da gab es „Hoya-Bremenser, Hannoveraner, Hildesen, Westphalen (Osnabrücker), Ostfriesen, Lüneburger“. Die Hoya-Bremenser trugen „grün-rot-gold“; die Hannoveraner „rot-gold“; die Hildesen „rot-gelb“; die Westphalen „grün-weiß-schwarz“; die Ostfriesen „himmelblau“ und „rot“; die Lüneburger „blau-weiß-rot“.

Wage ich anzugeben, welche von den vielen studentischen Verbindungen zu meiner Zeit im größten Ansehn stand und am meisten galt, so urteile ich ganz unparteiisch, da ich keiner studentischen Verbindung angehört habe und angehören durfte als Freimaurer. Mich leitet in meinem Urteil nicht Vorliebe für die eine oder andere Verbindung, sondern ich stütze mich auf das Urteil, welches die damalige Studentenwelt allgemein aussprach. Und da hieß es: Die

Curländer (Curonen)

stehen oben an. Der Zal nach nur klein, aber durch edle Haltung ausgezeichnet. Excesse hat kein Kurländer begangen, durch welche ein Tadel auf die Verbindung fallen könnte. Wo es Studentenehre betraf mit dem Schläger in der Hand, trat der Kurländer gegen Keinen zurück. Dabei sah man sie regelmäßig die Vorlesungen besuchen. Den Grafen Alexander

von Medam sah man gern, ebenso einen Herrn von Völkersam; weniger angenehm in ihrer äußeren Erscheinung waren zwei Brüder von Prog. Mein Freund sagte mir: „Man muß den Curonen den Adel in ihrem Betragen zugestehn; aber eigentümlich ist mir doch in ihrer Nähe zu Mute. Mir vergegenwärtigen sich ihre unter dem Drucke stehenden Bauern in ihrer seltsamen Kleidung, in der sie mir gleichsam als Sklaven erscheinen. Ich sehe letztere in ihrer seltsamen Fußbekleidung, den sogenannten Basteln, in ihren grauen ärmlichen Röcken, mit einem bunten Gürtel zusammengehalten, in ihren breit gekrämpten Hüten auf dem mit langem Barthare versehenen Haupte, und dann kann ich nicht anders, dann sage ich im Stillen: ja, ihr sorgt für eure Bildung und eure Bauern drückt ihr nieder, die sich selbständig ebenso gut und glücklich entwickeln würden, wie ihr.“ Etwas Eigentümliches hatten die Kurländer in Gebrauch und Betonung der Wörter. Wir sagen: ich habe einen schlimmen Finger, ein schlimmes Ohr, einen schmerzhaften Zahn. Alle Glieder des Leibes, wenn sie schmerzten, waren bei ihnen krank; sie sagten: „ich habe einen kranken Finger, ein krankes Ohr“ u. s. w. Das „o“ sprachen sie aber fast wie „a“; die letzten Sylben tönten etwas gedehnt nach. — In seinem ganzen Verhalten beobachtete der Kurländer ein gewisses edles Maß. In ihrer Verbindung waren nicht Solche, die sich hervorthaten,

die renommirten, sich auffallend kleideten, oder zu erkennen gaben, daß sie reiche Edelleute seien — und doch erkannte Jeder ihren Wert an und freute sich, mit ihnen in Verbindung zu stehn. Es ist aber auch nicht zu leugnen: sie hatten etwas Abgeschlossenes.

Ihnen zunächst stand wol die

Hoya-Bremensia,

eine ziemlich zalreiche Verbindung. Ihrer Devise: „Virtute duce, comite fortuna“ — haben Viele in ihrem ersten Teile entsprochen; ob der zweite sie begünstigt, weiß ich nicht. Ein munterer, heiterer Sinn durchzog diese Verbindung; wunderlich kamen mir ihre Genossen vor, wenn sie ihr niedersächsisches Plattdeutsch sprachen. In Heidelberg verstand man sie nicht, wenn sie so unter einander redeten. Es waren treuherzige Leute, mutig und fest, wenn es die Ehre ihrer Verbindung betraf, leiblich stark und wolgebaut und trotz der consistenten Mehlspeisen, die Elb- und Weserbewohner genossen, doch geistig gut ausgestattet. Ein guter Ton herrschte unter ihnen, und die Meisten hielten sich nicht bloß Studirens halber in Göttingen auf. Einer unter ihnen, ihr Senior, zog zu meiner Zeit die Aufmerksamkeit aller Studirenden auf sich. Er wurde genannt „Melle“ (wahrscheinlich Melchior) und hieß von der Decken. Da ich ihn einige Male bei meinem Freunde gesehn habe, steht mir das Bild dieses kräftigen, prächtigen Menschen noch lebhaft vor der Seele,

der bei allem Ansehn, welches er genoß, bescheiden und anspruchlos blieb. Er war nicht hoch gewachsen; aber eine gedrungene, markige Gestalt; ein jugendlicher Athlet. Sein Studium war die Jurisprudenz. Was er darin geleistet, weiß ich nicht; aber das weiß ich: er wurde geliebt und geachtet. Er besaß die größte Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer, den Schläger zu füren. Dies Instrument in seiner Hand wurde zur Gerte, mit solcher Leichtigkeit handhabte er dasselbe. In Seelen's Garten sah ich einmal ihn und einen andern tüchtigen Fechter sich einander die Spitze bieten. Decken's nerviger Arm unbeweglich, sowie auch seine Stellung, aber das Handgelenk fürte das Rappier so, wie wir eine Reitpeitsche durch die Luft streichen; er, unbedeckt, ohne Hut und Stulpen, aber auf des Gegenmannes Hutkrämpe und Stulpe klappten die Streiche, die er empfing, und dabei schonte Decken doch noch. Nie sah man in solchen Fällen eine Erhebung in seinen Mienen, oder etwas Selbstgefälliges; das fühlte man im Umgang mit ihm: „Dies habe ich nun; ihr habt Andres, das ich nicht habe.“ Nie habe ich gesehn, daß er gegen jüngere Studirende sich etwas herausnahm, oder sie zurücksetzte. Er selbst hat mir einmal, wiewol ich ihm wenig bekannt war, in einem besondern Falle freundlich Rat erteilt. Was aus diesem, von Gott so schön angelegten Menschen geworden ist, habe ich nie erfaren. Ob er sich im Staatsdienst ausgezeichnet, oder sich einen bescheidenen

Platz für seine Thätigkeit erworben hat — darüber kann ich Nichts sagen. — Sehr zu Herzen ist mir das traurige Los Eines aus der Hoya-Bremensia gegangen. Er war Chargirter dieses Corps; fiel nach beendigtem Studium im Examen zur Beamtencarriere durch; wurde Advocat und verfiel in Irrsinn. Er durchheulte die Nächte; hungerte, indem er Nichts verdiente, und ging im schwarzen abgetragenen Kleidrock und abgenutzten Beinkleide, den Hut schief auf dem Kopfe, einen dicken Stock in der Hand, an einem Fuß einen Stiefel, am andern einen niedergetretenen Schuh, einher, indem er von keinem seiner Bekannten, die ihm begegneten, Notiz nahm. Man hielt ihn zuerst nicht für irrsinnig und sperrte ihn deßhalb im Bürgergehorsam, einem städtischen Gefängniß im Rathause, ein, wo er fast die ganzen Nächte durchtobte. Und dies Alles geschah in der Stadt, wo seine Eltern lebten, die in den höhern Gesellschaften sich bewegten, aber ihres unglücklichen Sohnes nicht achteten, oder, wenn sie seiner achteten, doch nicht auf die rechte Weise. Sein elender Zustand hat nicht lange angehalten; der Tod nahm ihn aus demselben. — Unangenehme Paukereien hat die Hoya-Bremensia nie gehabt; sie hat sich stets in Ehren erhalten.

Mit den übrigen studentischen Verbindungen bin ich weniger bekannt geworden; habe auch aus ihnen und über sie nichts Bemerkenswertes gehört. Der Senior der Lüneburger, Prätorius, der gewönlich

nur „Prätor“ genannt wurde, ist meines Wissens verschollen. Er wurde religirt; ging nach Brasilien und ist dort umgekommen. Unter den Hildesen war Einer, Pelizäus mit Namen, der aber in der Studentenwelt nur „Zeus“ genannt wurde. Ob ihm bei dem Liede: „Hoch vom Olymp herab“ u. s. w. besondere Ehren erwiesen sind — weiß ich nicht. — Die Ostfriesen hatten Einen in ihrer Mitte, van Halem mit Namen, einen sehr lang und schmächtig gewachsenen Menschen, welcher die Mütze ganz im Nacken trug und nach vorn übergebeugt ging oder strebte. Bewegte er sich rasch, so sah es aus, als wollte er stürmen, weßhalb seine Landsleute dann hinter ihm her riefen: „Hol em! Hol em!“ (d. h. halte ihn: halte ihn!).

Die Borussia war nicht zalreich vertreten; ihre Mitglieder müssen sich sehr still verhalten haben. Von den Teutonen (Mecklenburgern) sah ich einmal eine ziemlich große Zal zu Pferde, woraus zu schließen, daß ihrer Viele sich zu Göttingen aufhielten. Ihre Farben waren: „dunkelblau und hellrot“. Auch Holsaten und Bremanen hatte ihre Verbindungen; letztere trugen: „weiß-rot“. Wenig im Ansehn standen die Thüringer; von den Süddeutschen erinnere ich mich nur Badenser gesehn zu haben. Verbindungen tauchten auf und wieder unter, so z. B. die Rhenanen, welche die Farben des Regenbogens trugen; die Visurgen, die an den Ufern der Weser Wohnenden. Man

scherzte über sie und bezeichnete sie als vi surgentes, als solche, die sich mit Gewalt erheben und geltend machen wollten.

Die Hauptplätze, an denen die studirende Jugend sich versammelte, waren die ziemlich nahe gelegene „Landwehr“ und im Sommer Seelen's Garten, wo im Freien des Abends bei guter Musik gegessen wurde. Auch ging man zur Weender Papiermühle. Zu Exkursionen zu Wagen und zu Pferde dienten „Maria Spring“, die Plesse, Rauschenwasser. Die Plesse verfiel damals sehr; es stand von dieser Burg nur noch der Turm. Der König Georg V. hat sie restauriren lassen, und man genießt jetzt vom Turme aus eine schöne Rundschau. Zu meiner Zeit betrachtete man mit einiger Verwunderung den sehr tiefen Brunnen. — Allein und mit Andern bin ich dort gewesen und habe da stille, schöne Sommerabende verlebt, wenn auch nicht so gedankenreich und tief, wie der Konsistorialrat Daub (früher evangelischer Prediger zu Münster) sie uns schildert in seinen „Christlichen Stimmen von den Bergen“. Von Denen, die mit mir dort gewesen sind, lebt Keiner mehr. Ich sehe sie in ihrer Jugendfrische, im Aufblühen reicher, schöner Anlagen und mit einem Mute, der meinte, Alles überwinden zu können. Nicht sage ich das von Allen, was Goethe sagt in seiner Zuneigung zum Faust:

„Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden."

Nein, nein — Einzelne sind herausgetreten aus des Lebens labyrinthisch irrem Lauf; sie sind nicht vom Glücke getäuscht worden. Novalis' Worte kann ich auf sie anwenden: „Was du verlorst, hat Er gefunden; du triffst bei ihm, was du geliebt, und ewig bleibt mit dir verbunden, was seine Hand dir wiedergibt." — Und was wäre damals aus vielen Theologie Studirenden geworden, wenn sie nicht den seichten Rationalismus, sondern die Theologie der Thatsachen und einen Claus Harms oder einen Scheibel gehabt hätten!! — Jüngere, Theologie Studirende, welche diese Zeilen zu lesen würdigen, bitte ich, das zu beachten, was Heinrich Steffens in seinem „Was ich erlebte" über sich selbst und über den Professor Scheibel sagt (vergl. „Was ich erlebte", Teil VIII, S. 417—422).

Unter den Studirenden zu meiner Zeit erschien ein ältlicher Mann, den man gewiß da nicht suchte. Ein ehrenhafter, tüchtiger und hochgestellter Militär, der in der englisch-deutschen Legion gegen Napoleon I.

gekämpft und sich ausgezeichnet hatte und dem nach Auflösung der Legion der Auftrag von der portugiesischen Regierung gegeben worden war, die Armee, namentlich die Artillerie, in Portugal neu zu organisiren. Es war der Generalmajor von Arentsschild, der, nachdem er sich seines Auftrags entledigt hatte, in's Vaterland zurückgekehrt war. Seine Frau ließ er auf ein par Tage in unserer Familie, um sich in hannoverisch Münden nach einer passenden Wohnung umzusehn. Er kam wieder, holte seine Frau ab und lebte von da an zu Münden. Mein Vater sowol, als auch mein Onkel schätzten ihn hoch; kannten ihn aber auch als einen unternehmenden, kühnen und leicht erregten Mann, der wol wußte, daß er Verdienste hatte. Was ich über ihn mitteile, dafür kann ich mich nicht als für lautere Wahrheit verbürgen. Wahrheit liegt ihm aber zu Grunde, ob aber allseitige — das stelle ich in Frage. Der Generalmajor von Arentsschild hatte sich um eine Civilbedienung — man sagte, um eine Landdrostenstelle, die vacant war — beworben. Dieselbe war ihm verweigert, und zwar aus dem Grunde: Unstudirten gebe man solche Posten nicht. Dagegen war der gedachte Generalmajor eingekommen mit dem Bemerken: man habe ja doch einem gothaischen Fähndrich, einem Herrn von M., der nicht studirt hätte, eine solche Stelle deferirt; warum man sie ihm, dem höher gestellten und verdienten Militär, verweigere?

Wie darauf die Antwort der Behörde gelautet, weiß ich nicht. Genug, es hieß, der Generalmajor von Arentsschild kommt von Münden nach Göttingen, besucht daselbst Kollegia, um so sein Gesuch und seine Bewerbung um einen höheren Civilposten dadurch unterstützen zu können, daß er studirt habe. Ich selbst habe ihn in Thibaut's Vorlesung über reine Mathematik gesehn; er kam pünktlich und regelmäßig; hatte nicht seinen Platz allein, sondern saß auf der ersten Bank unter den Studirenden und wurde gern gesehn. Ein solcher Mann, wie der Generalmajor von Arentsschild, war für die studirende Jugend der rechte. Ein ziemlich hoch gewachsener Mann, männlich in seiner ganzen Erscheinung, frei, offen, unbefangen, mit militärischer Haltung, dabei fern von Prätensionen und uns zugethan, — so war der General von Arentsschild. Es ist ein Scherz, den ich mitteile und der sehr wahrscheinlich nur in der Studentenwelt cursirte, aber ein Scherz, der das absonderliche und unternehmende Wesen dieses Mannes kennzeichnet. Man erzälte: der General gehe von Münden nach Göttingen rückwärts, um anzudeuten, daß das Rückschritte seien, sich so, wie er, um ein Amt zu bewerben, dann aber um zu zeigen, daß ihm Außerordentliches zu leisten nicht fern liege; — von Göttingen aber nach Münden gehe er vorwärts. Wie diese Angelegenheit abgelaufen ist, weiß ich nicht.

Aus meiner Schilderung der studentischen Ver-

bindungen jener Zeit ergibt sich klar so viel, daß sie das Studium und das sittliche Leben weder förderten noch hoben, vielmehr daß sie demselben schadeten. In neuerer Zeit hat man das ja auch eingesehn und auf Universitäten, wie Erlangen, arbeiten die Professoren, wie namentlich von Zezschwitz, solchen studentischen Verbindungen entgegen, indem Einrichtungen getroffen werden, in denen die Studirenden wie im Familienleben stehn und auch die Segnungen desselben genießen. Wie aber alle menschlichen Einrichtungen, wenn sie Segen bringen sollen, von Christi Geist durchdrungen und getragen sein müssen, so sind die Universitäten auch nur dann erst rechte Universitäten, wenn sie Pflanzstätten dieses Geistes und Pflegerinnen desselben sind.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

Schul